

BERSIER, GABRIELLE: *Goethes Rätselparodie der Romantik. Eine neue Lesart der „Wahlverwandtschaften“*. Tübingen: Niemeyer Verlag 1997 (= Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 90). 217 (+ VIII) S.

Es gibt Autoren und Werke, die — aus verschiedenen Gründen — zu immer neuen Lektüren und Interpretationen anregen, ihre Beschaffenheit, ihre Besonderheiten und strukturellen Eigenschaften fordern sogar die Interpreten auf, immer neue Deutungen zu wagen und dadurch das Bild über das betreffende Werk zu bereichern, zu verändern oder zu de- und/oder re-konstruieren.

Das Buch von Gabrielle Bersier gehört in die Reihe der Re-Lektüren Goethes, denn es wird hier beabsichtigt, einen der meistdiskutierten Texte des mehr oder weniger kanonisierten Autors neu zu lesen und zu interpretieren, um dadurch auch das kanonisierte Goethe-Bild ein wenig zu nivellieren und neue oder nicht genug akzentuierte Aspekte daran zu entdecken. Die Ausgangshypothese von Bersier besteht nämlich darin, *Die Wahlverwandtschaften* sei ein parodistisches Werk von Goethe, ein Produkt seiner „nachklassischen Periode“, das sich in erster Linie auf subtile Weise gegen die deutsche Romantik und ihren prominentesten und proteushaften Vertreter Friedrich Schlegel richtet. Obwohl die bisherige *Wahlverwandtschaften*-Forschung verschiedene Merkmale des Werkes entdeckte, analysierte und diskutierte, wurde, wie die Autorin im Vorwort feststellt, die Frage einer möglichen Parodie eigentlich nicht gestellt: „Die Assoziation der frechen Schreibart mit Goethes ‘undurchdringlichem’ Buch wirkt entwürdigend.“ (S. VII). Trotzdem könnte das „Rätsel“ und das „Rätselhafte“ des Werks erst erklärt werden, wenn behauptet wird, der Roman sei (zugleich auch) eine Parodie, und zwar eine, die eine „Virtuosenummer“ sei, „weshalb Goethes reminiszenzenreicher Roman nicht als Parodie, sondern ausschließlich als Originaldichtung in die Literaturgeschichte eingegangen ist“ (S. VIII). Bersier beabsichtigt eben, den Roman als subtile Parodie zu analysieren und dadurch die durchaus intertextuelle Schreibart Goethes in diesem Text nachzuweisen, um dadurch zugleich „Ort und Funktion des Romans im Kontext seiner ästhetischen Tradition und romantischen Umwelt weitaus präziser als bisher“ (S. VIII) zu bestimmen.

In ihrer Beweisführung geht die Autorin von Goethes eigenen Äußerungen über Parodie und parodistische Schreibweise aus, die zwar „spärlich und disparat“ (S. 1) sind, die aber eher der travestierenden Art der Parodie gelten und seine negative Einstellung als „Abwehrhaltung des alten Klassikers“ (S. 5) erkennen lassen. Trotzdem lassen sich andere Meinungen von Goethe z.B. im *West-Östlichen Divan* oder in *Dichtung und Wahrheit* auffinden, die „in der Parodie weniger eine Gattungsbezeichnung im Sinne der anticlassizistischen Neuprägung Travestie/Parodie als vielmehr ein ironisches intertextuelles Schreib- und Wirkverfahren“ (S. 6) anklingen lassen, außerdem könne in manchen Werken von Goethe selbst eine aus pragmatischer Sicht, d.h. für die eigene literarische Praxis positivere Einschätzung von Parodie bzw. parodistischem Schreiben entdeckt werden. Bersier behauptet nun und versucht durch die Darlegung der grundlegenden Ansichten der Frühromantik (und in erster Linie der von August Wilhelm und Friedrich Schlegel) zu beweisen, daß Goethes Position gegenüber der Parodie zur Entstehungszeit der *Wahlverwandtschaften* von der romantischen nicht so weit entfernt war, wie es im allgemeinen angenommen wird. Diese Feststellung legt eine viel größere Nähe von Klassik und Romantik bzw. vielfältigere und manchmal bis heute nicht in allen Details geklärte Wechselbeziehung zwischen ihnen nahe, die heutzutage immer

mehr zur gemeinsamen Grundlage der Goethezeit-Forschung wird, wofür eben der diskutierte Roman von Goethe ein köstliches Beispiel bietet.

Die romantische Auffassung von Parodie und verwandten Begriffen und ihre Wiederaufnahme in der (post)modernen Ästhetik und Literaturwissenschaft, in der „Friedrich Schlegels Prinzip der romantischen Ironie als »stete Selbstparodie« [...] zum Kompositionsgesetz erhoben“ wird (S. 22), macht eine Klarstellung der theoretischen Parodiediskussionen notwendig. Bersier geht darauf auf den vom Thema verlangten Aspekt ein, indem sie keine umfassende Übersicht über das Forschungsfeld zu schreiben intendiert, sondern sich vor allem auf die sich in die romantische Tradition stellenden Auffassungen konzentriert. In ihrer Annäherung bekommt der Leser eine Auswahl einiger wichtiger und richtunggebender Auffassungen von der Antike bis heute, wobei der Akzent eindeutig auf den durch die Intertextualitätskonzeption angeregten oder eben sie anregenden Begriffsklärungen und vor allem auf der „metatextuelle[n] Dimension der Parodie“ (S. 42), Reflexivität und Selbstreflexivität, auf der „sichtbar gemachte[n] intertextuelle[n] Relation“ (S. 23) liegt. Das Fazit des theoretischen Überblicks führt den Leser zum Ausgangspunkt von Bersiers Untersuchung zurück: sie stellt fest, „daß das innovative Potential der Parodie bereits in der avantgardistischen literarischen Theorie und Praxis der Frühromantik kurzfristig vorweggenommen wurde“ (S. 44), daß sich aber Goethes Roman in seinen parodistischen Eigenschaften dieses Innovative ebenso zu eigen macht und „der altgewordene Klassiker Goethe“ (S. 45) die Grenzen einer klassizistischen Ästhetik überschreitet. An der Problematik einer kohärenten Deutung des Romanschlusses, mit dem die bisherige Forschung, mit deren Unzulänglichkeiten sich die Autorin auseinandersetzt, auch ihre Schwierigkeiten hatte, demonstriert Bersier die Notwendigkeit der Annahme der Parodie-Behauptung, worauf sich in der italienischen *Wahlverwandtschaften*-Forschung erste, von der Autorin genügend dokumentierte Ansätze finden lassen.

Bersier beruft sich zur Unterstützung ihrer These auf Goethe selbst, der sich in einem Brief über seinen Roman ein wenig rätselhaft äußert: „Ich habe viel hineingelegt, manches hinein versteckt“ (zit. nach Bersier, S. 55). Im Hauptteil des Buches geht es dann tatsächlich darum, dieses Hineingelegte und Versteckte bis ins kleinste Detail aufzudecken. Die Autorin untersucht dabei verschiedene Elemente und Ebenen des Textes, vom Titel, Anfangssatz, von der Namensgebung bis zur Beschaffenheit der Figuren, zu ihrem allegorisch-mysteriösen Bezugsnetz und zur eingebetteten Rousseau-Parodie. Es wird behauptet, das parodistische Spiel fange mit den Namen und Buchstaben an, so „daß man den Eindruck gewinnt, die Antinomie der Zeichen, der Figuren und der Handlungsführung sei aus einem einzigen Machtspruch des Erzählers, aus dem Ironieprinzip seiner Onomastik hervorgegangen“ (S. 58). Scharfsinnig wird für die Herkunft der Namen aus einer polemischen Einstellung Goethes zur Romantik im allgemeinen und zu Friedrich Schlegels Äußerungen und Benehmen um die Zeit seines aufsehenerregenden und Goethe irritierenden Übertritts zur katholischen Kirche im besonderen argumentiert, wobei sowohl Goethes als auch Schlegels verschiedene Textstellen einer vergleichenden Analyse unterzogen werden, indem Friedrich Schlegel, „der entschiedenste Verfechter der modern-romantischen Liebes- und Eheauffassung der *Wahlverwandtschaften* und geistiger Urheber ihrer ironisch-reflexiven Schreibart [...] gleichzeitig als geheimer Zieladressat des Romans“ (S. 62) hervortritt. Somit werde Schlegel mit seinen eigenen Waffen (inter)textuell angegriffen, denn in seinen Schriften, die der intertextuell getarnten Goetheschen Geheimattacke laut Bersier zur Grundlage gedient haben sollen (es handelt sich vor allem um bestimmte Rezensionen und die Sanskrit-Studie), „gab Friedrich Schlegel nicht nur seine Kehrtwendung gegen die eigene Vergangenheit kund, sondern er machte auch auf

getarnte Art und Weise Front gegen den führenden noch lebendigen Weimarer Vertreter der klassisch-frühromantischen Schule.“ (S. 64). In diesen Feststellungen lassen sich, abgesehen von der Klarheit der Argumentation und der Überzeugungskraft der textuellen Beweisführung, manche terminologischen Unsicherheiten bemerken, indem Bersier verschiedene Etikettierungen für Goethe verwendet, einmal wird er als „altgewordene[r] Klassiker“ (S. 45), dann aber als „Vertreter der klassisch-frühromantischen Schule“ (S. 64) bezeichnet, der „die Frontstellung des Klassikers gegen Schlegels spätromantische Gefühlspoetik“ (S. 201) kundtut; wieder einmal erscheint er als derjenige Klassiker, der „gegen die Auflösung der Regelpoetik des *ancien régime* die Geltungskraft der antiken Gattungsgrenzen weiterverteidigte“ (S. 44), der aber andererseits eben durch die *Wahlverwandtschaften*, also schon in seiner „nachklassischen Periode“ diese Grenzen auflockert: hier wäre also eine entschiedenere Betonung der Diachronik des Goetheschen Lebenswerkes notwendig, wodurch sich diese Einordnungsschwierigkeiten leichter beseitigen ließen — letzten Endes reagiert hier der „nachklassische“ Goethe auf die bombastische Kehrtwendung des ehemaligen Apostels der Frühromantik, indem er selber manchen frühromantischen ästhetischen Postulaten näherkommt.

Weitere ins Detail gehende Analysen legen von der geheimen doppelgängerischen Identität der zwei männlichen Figuren Eduard und Mittler und ihren dunklen Beziehungen zu Friedrich Schlegels Gestalt Rechenschaft ab, indem den kleinsten intertextuellen Parodie-Signalen nachgegangen wird. Weiterhin erfolgt ein Nachweis des parodistischen Spiels in Eduards Buchstabendeutung, die wiederum auf textuelle Entsprechungen bei Friedrich Schlegel zurückgeführt wird, und ähnlich deutet Bersier weitere „rätselhafte“ Momente des Romans, so z.B. die unerhörte Ähnlichkeit des Knaben Otto mit dem Hauptmann und Ottilie, die allegorisierende Charakterzeichnung von Ottilie, die als „Allegorie der Poesie Goethes gleichzeitig im Medium parodistischer Evokation die Schlegelsche Dichtungstheorie verlebendigt“ (S. 140), d.h. mittels der Gedankenfigur der Prosopopöie in Anlehnung an bestimmte Schlegelsche Textstellen seine ästhetischen Ansichten ins Parodistische umkehrt und zugleich auch eine Entfernung Goethes von seinem früheren Bildungsideal signalisiert. Zuletzt und abschließend wird noch die Doppelparodie einiger Textstellen (die Kahnfahrt von Charlotte und dem Hauptmann, das Schlußkapitel) aufgezeigt, indem durch deutlich erkennbare Rousseau-Reminiszenzen (so durch die ironische Umkehrung einiger Szenen der *Neuen Heloise*) zugleich eine weniger erkennbare Schlegel- bzw. Romantik-Parodie durch die „verschlüsselten doppelparodistischen Signale“ (S. 196) ins Spiel gebracht wird.

Auf diese Weise rückt Bersiers Buch Goethes rätselhaften Roman in ein neues Licht, ohne dabei alle anderen bisherigen Lesarten des Werks aufzuheben und ungültig zu machen oder den interpretatorischen Blickwinkel allzu einzuengen, was angesichts der Vielschichtigkeit von Goethes Werk nicht angebracht wäre, denn der Roman läßt sich bestimmt nicht auf nur eine Lesart reduzieren — und das ist gut so, denn der vielstimmige Roman fordert auch ein vielschichtiges Herangehen, eine Vielfalt der Interpretationen, die oft einander widersprechend einander ergänzen. Die Untersuchung von Bersier eröffnet auch neue Perspektiven, und dem heute gängigen spielerisch-dekonstruktiven Umgang mit literarischen Texten seine guten Seiten abgewinnend bereichert es unser Wissen über den Text und sein facettenreiches und komplexes kulturelles Umfeld, und es regt den Leser auch dazu an, über mehr oder weniger kanonisierte Texte immer wieder nachzudenken.

Magdolna Orosz
(Budapest)

NEHRING, WOLFGANG: *Spätromantiker. Eichendorff und E. T. A. Hoffmann*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1997 (= Sammlung Vandenhoeck). 246 S.

Wolfgang Nehring, der 1965 bei Richard Alewyn promovierte, seit 1967 Professor an der University of California, Los Angeles, ist, hat seine Aufsätze über Eichendorff und E. T. A. Hoffmann jetzt in einem Band gesammelt. Die meisten der jetzt veröffentlichten Studien wurden schon einmal als Beiträge in verschiedenen Zeitschriften und Sammelbänden oder als Nachworte zu Textausgaben publiziert, wie es der Autor im Vorwort selbst erwähnt, aber die bibliographischen Daten der früheren Publikationen sind leider nicht angegeben, so kann der Leser des 1997 bei Vandenhoeck & Ruprecht veröffentlichten Bandes den forschungsgeschichtlichen Wert der einzelnen Beiträge nicht leicht einschätzen. Anders wirkt z.B. das Kapitel *Eichendorff und der Leser*, in dem sich Nehring auf Iser beruft, wenn der Leser sich dessen bewußt ist, daß der Aufsatz in seiner Originalform zuerst 1977, also nicht lange nach dem Erscheinen der Iaserschen Studien im von Rainer Warning herausgegebenen Sammelbande *Rezeptionsästhetik* (München: Fink 1975) publiziert wurde. Auch einen anderen Eindruck macht der Aufsatz *Die Gebärdensprache E. T. A. Hoffmanns*, in dem Nehring Hoffmanns späte Erzählung *Des Veters Eckfenster* unter einem eigenartigen Aspekt analysiert und dabei unter „Gebärdensprache“ manche Darstellungsprinzipien versteht, in denen er die Verwirklichung des „seraphiontischen Prinzips“ sieht, wenn wir wissen, daß das Original schon 1970 erschien.

Im einleitenden Aufsatz *Eichendorff und E. T. A. Hoffmann: Antagonistische Bruderschaft* geht es Nehring darum, seine Themenwahl durch die Aufzählung einer Reihe von „Gemeinsamkeiten“ (S. 11) beider Autoren zu begründen, die von der bei den beiden Dichtern aus eigener Lebenserfahrung bekannten Problematik der bürgerlichen Existenz bis zu den „Anschauungsformen“ reichen, „aus denen sich die Welt der Autoren aufbaut“ (S. 11) — es geht hier um gemeinsame Motive —, aber gleich nennt Nehring auch die Unterschiede, und als den wesentlichsten eben den, daß die „psychologische Zerstörung und dämonische Besessenheit“ bei E. T. A. Hoffmann „keineswegs wie bei Eichendorff konsequent der Kontrolle durch ein moralisches Über-Ich unterstellt“ (S. 12) werde. Ebenso wichtig ist die Feststellung von so charakteristischen aber unterschiedlichen Zügen, wie der „humoristisch-ironischen Ambivalenz“ bei E. T. A. Hoffmann (S. 26) und des Strebens von Eichendorff, „menschliche Verwirrung an die göttliche Instanz zu verweisen und damit zu lösen“. (S. 27)

Dem einleitenden Kapitel folgen Aufsätze, in denen Nehring Erzähltexte von Eichendorff und E. T. A. Hoffmann aus verschiedenen Blickwinkeln beschreibt und die wichtigsten Züge von den beiden Erzählern hervorhebt. Nehring verwendet in seinen Textanalysen zwar grundlegende erzähltheoretische Begriffe, doch geht es ihm in erster Linie nicht darum, theoretische Fragen mit Hilfe der Analyse der untersuchten Texte zu beantworten. So bleiben seine Erörterungen eher einem deskriptiven Vorgehen verhaftet. Aus seinen eher verallgemeinernden Feststellungen entsteht ein nicht allzu detailliertes Bild über Eichendorff und E. T. A. Hoffmann, trotzdem kann ein solches Herangehen manche allgemeinen Züge nachdrücklich hervorheben. —

Im Aufsatz *Eichendorff und der Leser* geht Nehring —in Gegensatz dazu, was Iser in seinem Vortrag *Die Appellstruktur der Texte* postuliert — davon aus, daß „ein Werk in sich selbst Bedeutung hat und nicht erst durch den jeweiligen Leser seinen Sinn erhält“ (S. 30), und er unterstützt seinen Standpunkt mit dem Beispiel

der Eichendorffschen Landschaften, die aus der Kombination einer geringen Anzahl von Motiven aufgebaut werden und deshalb dem Leser eine begrenzte Deutungsfreiheit zulassen.

Nehring sieht in Eichendorffs *Dichter und ihre Gesellen* einen romantischen Roman im Sinne der Schlegelschen Romantheorie und zugleich einen Vorläufer des modernen Romans des 20. Jahrhunderts. Die Modernität des Romans ergibt sich aus seiner Vieldimensionalität. Nehring führt diese Modernität auf das barocke Motiv des Welttheaters zurück: das Leben selbst sei ein großes Theater und die Menschen spielen ihre Lebensrollen auf der Weltbühne vor Gott (*Zwischen Barock und Moderne: Die Erzählstrukturen in Eichendorffs „Dichter und ihre Gesellen“*).

In der Spannung von Poesie und Ideologie in Eichendorffs Werken sieht Nehring aufgrund seiner „Erfahrung mit Kollegen und Studenten“ die Ursache der „gelegentliche(n) Verstimmung oder Ungehaltenheit des Lesers“, das Problem der „heutigen“ Rezipierbarkeit von Eichendorff. Die Einheitlichkeit des dichterischen Werks von Eichendorff sei in der einheitlichen Ideologie, in der Bewahrung im Gesamtwerk zu finden. Der Konflikt der romantischen Freiheit und der Idee der romantischen Freiheit der „falschen subjektivistischen Freiheit“, des „selbstbefangenen Subjektivismus“ wird sowohl in den früheren als auch in den späteren Werken thematisiert (*Romantische Freiheit — ein Dilemma bei und mit Eichendorff*).

Nehring setzt sich mit einigen Aspekten der Wahrnehmungsproblematik in seinem Beitrag *Das Erlebnis der Fremde bei Eichendorff* — unter besonderer Berücksichtigung der Erzählung *Eine Meerfahrt* auseinander. Fremde und Heimat sind bei Eichendorff „Bilder, poetische Vorstellungen“, deren Bedeutung von den Gefühlen und der Erkenntnis der Figuren bestimmt ist. Die Ferne wird nicht darum zur Fremde, weil der Held sich von seiner Heimat entfernt hat, sondern darum, weil er sich fremd fühlt. Fremde bedeutet Verlust der Heimat.

Im Aufsatz *E. T. A. Hoffmanns Erzählwerk: Ein Modell und seine Variationen* sucht Nehring „vergleichbare Beziehungen“ zwischen den verschiedenen Erzähltypen von E. T. A. Hoffmann und beschreibt sein Gesamtwerk als ein „Netz aus wiederkehrenden Motiven, Sprachformeln, atmosphärischen Eindrücken“ (S. 126). Die Einheit des Hoffmannschen Werks ergibt sich aus den wiederkehrenden Strukturen. Das grundsätzliche Strukturmodell ist das Erzählschema des *Goldenen Topfes*. Die Struktur der Hoffmannschen Märchen wird von dem Gegensatz von zwei Welten: der „gewöhnlichen faktischen“ Welt und der transzendenten Welt bestimmt, wobei die letztere nur besonderen Figuren zugänglich ist. Der Ausgang der Handlung wird in das Phantastische versetzt, die Konflikte werden aus der phantastischen Welt in die „faktische“ Welt übertragen und müssen dort gelöst werden. Im Mittelpunkt der Konflikte steht „das Schicksal eines jungen Mannes“, der aktiv über sein künftiges Leben entscheiden muß. In den Erzählungen tritt an die Stelle der wunderbaren „höheren“ Welt das Wunderbare, das Unerklärliche, das Ungewöhnliche: ein Märchen, ein Traum, ein Geheimnis — Phänomene, die „über die vordergründige Wirklichkeit hinausweisen und das Offensichtliche in Frage stellen“. Auch in den Romanen von E. T. A. Hoffmann wiederholen sich ähnliche Strukturen, so ist auch die Struktur der *Elixiere des Teufels* auf die Grundstruktur des *Goldenen Topfes* zurückzuführen (*Der Schauerroman als Kunstwerk: E. T. A. Hoffmanns „Die Elixire des Teufels“*). In *Prinzessin Brambilla* finden wir ähnliche Strukturen wie in den Märchen, aber das Wunderbare ist nicht wirklich wunderbar, die Wunder sind keine echten Wunder, sondern sie sind bewußt arrangiert. Die drei Handlungsstränge laufen auf den Triumph des sich selbst erkennenden Humors hinaus (*Die Versöhnung von Phantasie und Realität durch den Humor: Hoffmanns Capriccio „Prinzessin Brambilla“*).

Eine Gesamtdarstellung des *Kater Murr* schließt den Band ab. Nehring charakterisiert dieses Werk — merkwürdigerweise mit der Anmerkung: „trotz seines fragmentarischen Charakters“ — als „sowohl in biographischer, entstehungsgeschichtlicher und zeithistorischer als auch in künstlerischer Hinsicht, eine Zusammenfassung und Summe, ja den Höhepunkt von Hoffmanns dichterischem Werk“ (S. 189).

Die Romantikforscher können jetzt die Beiträge ihres Kollegen in einem Band geordnet wiederfinden, der auch für ein breiteres Lesepublikum einen Einblick in die Erzähltechniken von Eichendorff und E. T. A. Hoffmann bietet.

Judit Domány
(Budapest)

PFLÜGER, MAJA SIBYLLE: *Vom Dialog zur Dialogizität: Die Theaterästhetik von Elfriede Jelinek*. Tübingen; Basel: Francke 1996 (= Mainzer Forschungen zu Drama und Theater 15). 326 S.

Die Arbeit, die auf der 1995 in Tübingen eingereichten Dissertation der Autorin basiert, leistet einen innovativen Beitrag zur bisher vorliegenden Forschungsliteratur, zu den viel umstrittenen Theatertexten von Elfriede Jelinek. Schon der Titel impliziert das Neue ihres Ansatzes: Pflüger geht von der These aus, daß Jelinek „ein Spiel mit Sprachphänomenen betreibt und die Sprache Mittel und Gegenstand ihres Sprechens ist“ (S. 10). Die Figuren seien auf Diskurse reduziert; infolgedessen stelle der Text eine Oberfläche ohne Tiefe dar. Pflüger hebt hervor, daß Rede und Widerrede nicht von den Figuren geäußert werden und nicht auf Elfriede Jelinek als einzige Produktionsinstanz hinweisen, sondern sie geben sich in den Textmaterialien zu erkennen. Die Verfasserin der vorliegenden Studie versucht zu erörtern, was diese Texte doch zu Theatertexten macht, wenn der dramatische Dialog aufgelöst und zur Dialogizität der Rede verschoben wird.

Pflüger beschreibt die Jelineksche Theaterästhetik wie folgt. Im ersten Teil werden die Stücke auf die Grundkonstituenten des Dramas — Rede, Handlung, Figur — hin geprüft. Pflüger beschäftigt sich zuerst in ihrer Einleitung und später im ersten Teil sehr ausführlich mit den theoretischen Grundlagen ihrer Fragestellung. Der Begriff der Dialogizität wird in der theoretischen Darstellung aus Jacques Derridas Philosophie der Differenz hergeleitet, indem er in Abgrenzung von Michael Bachtins Kategorie des dialogischen Wortes und der Auseinandersetzung mit dem Begriff der Intertextualität von Renate Lachmann konturiert wird.

Bei der Untersuchung der Fragmentierung und Dezentrierung der Jelinekschen Texte nimmt die Verfasserin das Konzept der Intertextualität zu Hilfe, wobei sie diese als bewußtes Produktionsverfahren behandelt. Pflüger akzentuiert nicht nur die Korrespondenz zwischen dem intertextuellen Text und den Referenztexten, sondern auch die Doppel- und Mehrfachkodierungen der Sprachzeichen. Sie unterscheidet hier zwei „Bewegungen“: die Destruktion der mitgelieferten Sinnstrukturen und den Aufbau der neuen Interferenzen zwischen den Textsplintern. Pflügers Auffassung nach wird das benutzte Sprachmaterial gegen sich selbst ausgespielt und im neuen Kontext zur Distanznahme zu sich selbst genötigt. In der Analyse der dekonstruktiven Bewegung stützt sie sich — wie oben erwähnt — auf die Schriften von Derrida. Derridas Theorie der Differenz kennt keine zentralen Begriffe, sondern ein Begriff kann den anderen substituieren. Pflüger betont wegen

ihrer Nähe zum Theater (sie arbeitete 1991 im Theater 'In der Tonne', Reutlingen) die Wichtigkeit des Begriffs der **Soufflierten Rede**, denn die Soufflage garantiere den Zusammenhalt von Text und Szene und ist zugleich Zeichen von deren Differenz und der Brüchigkeit ihres Verhältnisses. Die Differenz der Rede zu sich selbst führe Jelineks intertextuelles Textverfahren in die dramatische Rede ein. Mit Hilfe der **Soufflierten Rede** lasse sich das szenische Moment von Jelineks Textverfahren bestimmen. Hinsichtlich der Idee der polyphonen Struktur der Sprache beruft sich Pflüger auf Bachtin. Mit Pflüger läßt sich also feststellen, daß die Dialogizität der Rede eine potenzierte Intertextualität meint.

In dem aus drei Teilen bestehenden Hauptteil der Arbeit wird die Theaterästhetik von Jelinek anhand dreier ausgewählter Theatertexte diskutiert (Teil II.: *Krankheit oder Moderne Frauen* /1987/, Teil III.: *Totenauberg* /1991/, Teil IV. *Wolken. Heim*/1990/). Bei der Textauswahl wird die Perspektive der Dezentrierung des Dramas eingenommen, so Pflüger in der Einleitung: „Die Auseinandersetzung mit der dramatischen Gattung und dem Theater ist den Texten nun eingeschrieben. Ich behandle die Stücke nicht in chronologischer Reihenfolge, [...], sondern habe sie nach formalen Kriterien angeordnet“ (S. 18).

Aus den vorzüglich präsentierten Einzelanalysen geht hervor, daß in *Krankheit oder Moderne Frauen* noch die Spuren des sich auflösenden Dialogs vorzufinden sind, während in *Totenauberg* die Figuren „Sprachflächen einander vorbeitragen“, wobei Rede und Widerrede noch ihren Platz haben. *Wolken. Heim* sei Szene einer Wiederholung. Die Stelle, wo Pflüger über die fehlenden Sprechinstanzen schreibt, setzt sich folgendermaßen fort: „Dadurch daß das Stück nur fremde entindividualisierende Worte und Texte ausstellt, jagen sich in ihm Echos, unter denen keine originale Stimme Ordnung schafft“ (S. 252). Da der Text, wie die Autorin implizit einräumt, ein komplexes Geflecht unterschiedlicher Diskurse darstellt, ist die äußere Form des Dramas aufgegeben.

Es scheint, daß sich die Autorin wegen der isolierenden Darstellungsweise auf die Verflechtung der gewählten Texte nicht konzentriert, obwohl auch die Erfassung der speziellen Struktur eines möglichen Gesamttextes von Relevanz wäre.

Im folgenden werden die Forschungsergebnisse der Einzelanalysen kurz skizziert. Kapitel II widmet sich der Fragestellung, „in welches Verhältnis Krankheit und Moderne Frauen gestellt sind“ (S. 63). Nach Pflüger gewinnen die Geschlechterrollen eine klare Kontur und die Bühne präsentiert den Schauplatz des Geschlechterkampfes. Die Männer erscheinen als Machthaber der Ordnung, die Frauen dagegen werden als Kranke aus dieser Ordnung ausgegrenzt. Mit ihrem Vampirismus können sie die von den Männern gesetzten Ordnungen zerstören. Die Zerstörung oder Dekonstruktion erscheint auch auf einer anderen Ebene: die adaptierten Weiblichkeitsdiskurse werden deformiert, indem sie gegen sich selbst ausgespielt werden. Die weibliche Konturlosigkeit führt über das Paradigma von Krankheit zur Krankheit der Sprache (Verstöße gegen Sprachregeln) und zur Dezentrierung der Dramenstruktur.

Im Teil III haben wir die Analyse von *Totenauberg* vor uns. Hier präsentiert Pflüger ihre imponierenden Recherchen zum Thema „die Enteignung 'eigentlicher' Werte“. Vom Begriff des Eigentlichen ausgehend nimmt sie nach dem Spannungsfeld zwischen Politik und Philosophie in den vier betitelten Akten des Stückes eine Spurensuche auf. Bei der Untersuchung zieht sie die für das Stück als automatisierte Folien dienenden Texte Heideggers (Engagement für den Nationalsozialismus), Hannah Arendts (Auseinandersetzung mit Heidegger) und Peter Singers (Bioethik) heran. Sie stellt fest, daß die vier Akte von *Totenauberg* die Diskurslinien bestimmen, die ein Netz bilden, in dem man sich verlieren kann, aber finale Strukturen aufweisen.

Auch im Teil IV beschäftigt sich die Autorin mit Jelineks „Recycling-Schreibverfahren“, dessen Produkt auch der Text *Wolken. Heim* ist, der die Suche nach einer deutschen Identität bzw. der fraglichen Identität der Deutschen thematisiert. Sie betont, daß es hier um eine Textmontage geht, die aus Zitaten und transformierten, also ihrer Individualität beraubten Zitaten besteht. Wegen der Abwesenheit der formalen Einheiten präsentiert sie die Stimmen der Prätexte und untersucht die Metaphernfelder, die durch die Überschneidung der Textfragmente zustandekommen.

Nach den überzeugenden Textanalysen, deren Proportionen ausgewogen sind, behandelt die Verfasserin im Teil V Jelineks programmatische Schrift zum Theater *Ich möchte seicht sein* sehr konstruktiv. Auch anhand dieses Essays von Jelinek wird die Schlußfolgerung gezogen, Jelinek richte sich gegen Bedeutsamkeit und Tiefe im Theater und fordere auf der Bühne eine Aesthetik der Abwesenheit, die nichts hinter den Zeichen suche, sondern gerade den Mangel in Szene setze.

Die Arbeit schließt mit einem Ausblick auf das Theater der 80er und frühen 90er Jahre. Bleibt zu hoffen, daß die Verfasserin den im II. Kapitel des V. Teils angeschnittenen Fragen in einer anderen Studie nachgeht. Denn auf 10 Seiten läßt sich dieser Fragenkomplex nur oberflächlich behandeln. Die Darstellung bleibt nur ein „schemenhafter Kohlenentwurf“. Positiv einzuschätzen ist aber, daß die Verfasserin Jelinek in diesem Kontext verortet und die allgemeinen Tendenzen der Gegenwartsdramatik durchschaubar darstellt.

In der großangelegten Untersuchung unternimmt die Autorin den Versuch, eine Studie auf poststrukturalistischer Basis zu verfassen. Dabei zeigen sich aber insbesondere im Gebrauch der von Pflüger gewählten Metasprache einige Unebenheiten. Dies mindert aber keineswegs den bereits oben betonten innovativen Charakter der Arbeit.

Gabriella Nádudvary
(Szeged)

STEINECKE, HARTMUT: *Unterhaltsamkeit und Artistik. Neue Schreibarten in der deutschen Literatur von Hoffmann bis Heine*. Berlin: Erich Schmidt Verlag 1998 (= *Philologische Studien und Quellen* 149). 226 S.

Die Jahrzehnte von 1820 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bringen wichtige Veränderungen in der deutschen Literatur: das „Ende der Kunstperiode“ — um gleich Heines Ausdruck zu verwenden — kennzeichnet (zumindest scheinbar) eine Zäsur, neue Tendenzen, Auffassungen, Bestrebungen sind zu verzeichnen, wodurch diese Zeit zugleich auch als eine Übergangsperiode betrachtet werden kann. Es ist aber auch möglich, solche Züge dieser Literatur zu finden, die als gemeinsame Charakteristika verschiedener Autoren und Gattungen nicht nur die Disparatheit, sondern auch eine bestimmte Gemeinsamkeit und Kontinuität erkennen lassen. Hartmut Steineckes Buch, das — einer neuen und sich immer verstärkenden Tendenz folgend — eigentlich einige in den vergangenen etwa zehn Jahren erschienene, thematisch miteinander in Zusammenhang bringbare Aufsätze des Autors vereinigt, versucht eben solche Erscheinungen aufzuzeigen, die die von E.T.A. Hoffmann bis Heinrich Heine reichende Periode der deutschen Literatur gleichermaßen kennzeichnen. (Hier soll bemerkt werden, daß Hoffmann selbst stark zur Romantik und dadurch zur „Kunstperiode“ gehört, seine Herausnahme aus diesem Komplex verschiebt gewissermaßen die Sichtweise.)

Die Leitbegriffe des Buches sind „Unterhaltsamkeit“ und „Artistik“ bzw. „Schreibart“, die Steinecke vor allem in Anlehnung an Heine gebraucht und bestimmt. Der Autor ist bemüht, den Ausdruck „Unterhaltsamkeit“ von den negativen Konnotationen zu befreien, die er durch die Nähe zur „Unterhaltung“, „Unterhaltungsliteratur“, „Popularität“ in der größten Mehrheit der deutschen Literaturkritik und Literaturwissenschaft erhalten hat (in anderen Ländern war diese Verurteilung nicht so stark), denn laut Steinecke schließt Unterhaltsamkeit einen (sogar hohen) ästhetischen Wert bei weitem nicht aus, wofür eben Heine sich als Beispiel anbietet. „Artistik“ und „artistisch“ werden auch in Anlehnung an Heines von der französischen Kultur geprägten Wortgebrauch verstanden, diese Ausdrücke „betonen die geschickte, meisterhafte Beherrschung der Kunst, oft auch ein besonderes Formbewußtsein“ (S. 10). Der Begriff der „Schreibart“ ist mit dem von „Stil“ verwandt, nur „seltener verwendet und [...] daher offener für neue Bestimmungsversuche“ (S. 7). Dieser Begriff wird wiederum von Heine und Laube entlehnt, die beide von Heines „neuer Schreibart“ sprechen, und Steineckes Meinung nach „kann das also ein neuer Stil sein, aber auch, allgemeiner, eine neue Art, Geschichte oder Wirklichkeit zu sehen oder darzustellen, mit (alten und neuen) Themen und Stoffen umzugehen“ (S. 7f.). Obwohl später konkrete Varianten der „neuen Schreibart“ in der jungdeutschen Kritik bzw. in Heines Werken festgestellt werden, wird der Ausdruck „Schreibart“ (ohne den Adjektivzusatz „neu“) textanalytisch nicht weiter definiert, es werden die verschiedenen Textelemente und -ebenen nicht herausdifferenziert, die als bestimmende Momente einer strengen Definition funktionieren könnten, Schreibverfahren, Konstruktionsprinzipien, Stilelemente, sprachliche Formulierung, d.h. heterogene Aspekte werden darin vereinigt. Das wird dadurch begründet, daß Steinecke die Autoren, Werke und Erscheinungen vor allem nicht aus theoretischem Interesse untersucht, sondern eher bestimmte, durch die von ihm benutzten weit verstehbaren Leitbegriffe erfassbare Phänomene deskriptiv-diagnostisch überblickt.

Die einzelnen Kapitel des Buches folgen einer chronologischen Ordnung und sie behandeln verschiedene Autoren und Gattungen aus dem Gesichtspunkt ihrer Unterhaltsamkeit und Artistik. Zuerst bekommt der Leser Überlegungen über wichtige Charakteristiken von E.T.A. Hoffmanns Werk (*E.T.A. Hoffmann: Unterhaltsamkeit und Artistik*), indem Steinecke als einer der besten Kenner von Hoffmann einerseits Hoffmanns Einordnung in einen breiteren europäischen Kontext betont, andererseits aber bekannte und vieldiskutierte Werke unter dem Aspekt seiner zwei Leitbegriffe untersucht. Eine Neubewertung von Hoffmanns Romanen wird vorgeschlagen, denn Steinecke suggeriert, daß nicht nur die traditionell als Romane betrachteten (und von Hoffmann selbst so etikettierten) Werke, d.h. *Die Elixiere des Teufels* und *Kater Murr*, als solche lesbar seien, sondern auch andere wie *Der goldene Topf*, *Seltsame Leiden eines Theater-Direktors*, *Klein Zaches genannt Zinnober*, *Prinzessin Brambilla* und *Meister Floh*, und zwar eben auf Grund solcher Merkmale, die die europäischen Romantraditionen kennzeichnen (intertextuelles Schreiben, Selbstreflexion, Ironie, Humor und Parodie usw.), wodurch Hoffmann in den Kontext der modernen europäischen Literatur eingebettet werden kann. Diesen allgemeinen Feststellungen folgen Einzelanalysen berühmter Werke, auf Grund deren z.B. *Der goldene Topf*, der Ironie und Ambivalenz, ein Nebeneinander und Ineinander von Phantasiewelt und bürgerlicher Welt und selbstreflexive Passagen aufweist, sich als „ein Entwicklungsroman in Märchenform, ein reflektierter Märchenroman“ (S. 43) qualifizieren läßt, denn „die komplexe Form, die virtuose, reflektierte Erzählkunst machen das Werk zum artistischen Märchen“ (S. 3) — wodurch Hoffmanns Werk gleich auf den von Steinecke zum Leitmotiv gemachten gemeinsamen „Nenner“ gebracht wird. Diese Feststellung wird durch

die Analyse der beiden Romane *Die Elixiere des Teufels* und *Kater Murr* unterstützt, die sich beide durch „neue ästhetische Werte wie Polyvalenz und Offenheit“ (S. 8) sowie Selbstreflexion auszeichnen; trotzdem aber warnt Steinecke davor, Hoffmann oder einige Werke von ihm als „postmodern“ zu etikettieren (was in der letzten Zeit — bestimmt nicht zufällig — mehrmals versucht wurde), da es angesichts der Unsicherheit der Bestimmung von Postmoderne selbst „wenig aussagekräftig“ (S. 73) sei.

Die folgenden drei Kapitel (*Neue Schreibarten des Historischen; Reisebilder — Reiseliteratur; Literaturkritik und Weltliteratur bei den Jungdeutschen*) befassen sich mit solchen Gattungen, die in der untersuchten Zeitspanne neue Schreibarten erproben, nämlich mit dem historischen Roman, der Reiseliteratur und der Literaturkritik. In die Untersuchung des historischen Romans wird die europäische Perspektive wiederum einbezogen, indem das diesbezügliche Kapitel mit einer Analyse von Walter Scott bzw. von seinem Einfluß und seiner Rezeption in Deutschland einsetzt, der „der populärste Autor der Zeit, [...] der Meister der unterhaltsamen Literatur“ (S. 79) war, dem es also gelang, „Unterhaltsamkeit und künstlerische Qualitäten zu verbinden“ (S. 79), so daß er den deutschen historischen Roman bzw. (und in viel stärkerem Maße) den deutschen Roman im allgemeinen wesentlich beeinflusste und prägte (vgl. S. 80). Als Beispiel dafür wird eine Analyse von Willibald Alexis' Roman *Schloß Avalon* präsentiert, der sich als Scott-Roman tarnt und mystifiziert, der aber „einer der frühesten historischen Romane in Deutschland ist, bei dem neben das Interesse an der Vergangenheit zumindest in Ansätzen ein aktualisierendes Wirkungsinteresse tritt“ (S. 94), und der die „Unterhaltsamkeit“ „zur Vermittlung von (geschichtlichem und kulturgeschichtlichem) Wissen und zur (hier noch sehr zurückhaltenden) Propagierung politischer Ansichten“ (S. 97) benutzt.

Ähnliche Tendenzen lassen sich auch in bezug auf die Funktionen und Formen der Reiseliteratur feststellen: Steinecke behauptet, „die Reiseliteratur Heines, Börnes und der Jungdeutschen“ sei nicht einfach „als Übergang zur Belletristik des Vormärz“, sondern „als ihr [...] Teil“ zu betrachten, denn „Reiseliteratur steht am Beginn der ‚modernen‘ Literatur ‚nach der Kunstperiode‘“ (S. 113), und das gilt nicht nur für Heine, sondern auch „für andere Reiseschriftsteller, die gleichzeitig mit Heine [...] schrieben“ (S. 114). Aus solchem Blickwinkel lassen sich auch Werke von Charles Sealsfield bewerten: Wirkung sei hier auch „ein erklärtes Ziel des Autors“ (S. 121), wozu er dann Mittel der Unterhaltungsliteratur verwendet, trotzdem „gewinnt die Unterhaltsamkeit bei Sealsfield einen größeren Eigenwert, sie löst sich von den engen Zwecken aufklärerischer Didaktik, ohne allerdings je Selbstzweck zu werden“ (S. 123), wodurch der Autor zugleich eine wichtige Rolle „für die erhoffte Entwicklung des deutschen Romans“ (S. 127) einnimmt.

Die Wichtigkeit der Literaturkritik wurde seit der Frühromantik besonders betont, die „produktive Kritik“ erlangt dann bei den Jungdeutschen eine wichtige und zugleich neue Position, und Steinecke will eben zeigen, „daß der gleiche Begriff der »produktiven Kritik« bei den Jungdeutschen etwas anderes, und gegenüber der Romantik durchaus Neues meint: daß sie in der Tat einigen wesentlichen Prinzipien neuerer Literaturkritik als erste eine wichtige Ausprägung gegeben haben“ (S. 134). Um die neue Zielsetzung realisieren zu können, ist eine neue „Schreibart“ notwendig, Kritik selbst soll „unterhaltsam, interessant und damit öffentlich“ (S. 136) werden. Das konnten — aber wegen der inneren Widersprüche der Konzeption selbst nur für eine kürzere Zeit — die Jungdeutschen verwirklichen, wofür sich die Diskussion des von Goethe geprägten Konzepts der „Weltliteratur“ als Beispiel darstellen läßt, das von den Jungdeutschen erweitert und mit politischen Inhalten gefüllt wurde.

Das Abschlußkapitel (*Heinrich Heine: der 'erste Artist' der deutschen Sprache*) wendet sich nun Heinrich Heine zu, bei dem die — wie bereits hervorgehoben wurde, eben auch durch ihn geprägten — Leitbegriffe eine vollständige Ausprägung erhalten. Steinecke geht von der Behauptung der unlösbaren „Einheit von Stil und Sprache mit den ausgesprochenen Gedanken und Ideen“ (S. 166) aus, legt aber den Akzent auf eine eingehendere Analyse von Heines Stil und Sprache, indem er die Charakteristika der von Heine selbst für ihn treffend gefundenen „neuen Schreibart“ festzustellen versucht. Das Ergebnis mündet in die Konstatierung einer neuen, sich aus der Ausnutzung der Vielschichtigkeit und der Möglichkeiten der deutschen Sprache ergebenden „Bildlichkeit“, einer bis dahin unbekannteren stilistischen „Beweglichkeit und Leichtigkeit“ sowie der Ausrichtung „auf zentrale Themen des 19. Jahrhunderts und der menschlichen Existenz“ (S. 168), wofür reiche und vielfältige Textbeispiele gebracht werden. Im Lichte der Erörterungen des ganzen Buches scheinen die zwei abschließenden Teilkapitel, in denen es um Heines Kosmopolitismus bzw. um das Bild fremder Völker und Kulturen in seinen späten Geschichtsgedichten sowie um jüdische Dichter-Bilder in *Romanzero* geht, mit dem von Steinecke gewählten Leitfadens eher nur locker zusammenzuhängen, was wahrscheinlich auch aus dem Sammelbandcharakter des Bandes resultiert. Eben deshalb wäre es vielleicht wünschenswert gewesen, noch ein abschließendes Kapitel hinzuzufügen, das die Ergebnisse der unterschiedlichen Untersuchungen systematisierend hätte zusammenfassen und auch die jeweiligen Differenzen im Begriffsverständnis sowie in der Gültigkeit der Begriffsverwendung kritisch wertend überblicken können. Davon abgesehen erhält aber der Leser eine Studie, die auf nicht immer genug betonte Tendenzen und Phänomene der deutschen Literatur aus einem bis jetzt kaum erfaßten Blickwinkel aufmerksam macht.

Magdolna Orosz
(Budapest)

BASSOLA, PÉTER (Hg.): Beiträge zur Nominalphrasensyntax. Szeged: JATE Press 1998 (= Acta Germanica 6). 197 S.

Während des letzten Jahrzehnts hat innerhalb der germanistischen Linguistik bekanntermaßen eine intensive Auseinandersetzung mit Morphologie und Syntax der deutschen Nominalphrase stattgefunden. Wir erinnern hier an die grundlegenden Arbeiten von H. Haider („Die Struktur der deutschen Nominalphrase“, ZS 7/1988), Ch. Bhatt (*Die syntaktische Struktur der Nominalphrase im Deutschen*, Tübingen: Niemeyer, 1990), I. Zimmermann (*Syntax und Semantik der Substantivgruppe*, *Studia grammatica* XXXIII, 1991), und V. Ágel („Finites Substantiv“, ZGL 24/1996), die vor allem darauf abzielten, Symmetrien — und Asymmetrien — zwischen der Struktur des Satzes und jener der Nominalphrase aufzuspüren und theoretisch zu fundieren. Der vorliegende Band ist als wesentlicher Baustein zur Weiterführung der in den genannten Arbeiten eröffneten Diskussion zu begrüßen; er geht auf eine Tagung mit dem Titel „Nominalphrasensyntax“ zurück, die im Mai 1992 an der József Attila Universität in Szeged veranstaltet wurde. *Gewiß*: die Drucklegung des dort Vorgetragenen erfolgte *spät*, wie auch P. Bassola, der Herausgeber des Bandes, in seinem Vorwort bedauernd anführt, doch — so fügen wir gleich hinzu und können den Kurator weitestgehend beruhigen — in keiner Weise *zu spät*, da die darin enthaltenen qualitativ hochrangigen Beiträge in keinsten Weise von ihrer Aktualität eingebüßt haben.

In seinem Beitrag „Determinantien und Pronomina in der DP“ (S. 11-43) nimmt H. Vater, der bereits in den Sechzigerjahren mit seiner Monographie *Das System der Artikelformen im gegenwärtigen Deutsch* (Tübingen: Niemeyer 1963 (1979)) einen richtungsweisenden Beitrag zu einer Theorie des Artikels geleistet hat, eine Bestandsaufnahme der wesentlichsten strukturellen Eigenschaften der *Artikelwörter* oder *Determinantien* vor, von denen er allerdings hier im Unterschied zu früheren Publikationen die Quantoren (*ein-, all-, manch-, etc.*) ausnimmt. Der von ihm angewendete DP-Ansatz ist eine konsequente Weiterentwicklung der von N. Chomsky in *Barriers* (Cambridge, Mass.: MIT Press, 1986) modifizierten Version der X-bar-Theorie. Sein theoretisches Fundament bildet die funktionale Kategorie D(ET) als Kopf einer DP (in etwa: „Determinierte Phrase“), der der gleiche theoretische Status wie COMP und INFL auf der Satzebene zukommt und die es möglich macht, strukturelle Parallelen zwischen Satz und Nominalphrase adäquat zu erfassen. Im Zuge seiner Untersuchungen gelangt der Verf. zu folgenden Befunden: 1. Determination ist als Einengung der semantischen Referenz einer DP zu verstehen, wobei sich bei sprachübergreifender Betrachtung drei formale Verfahren zu ihrer Kennzeichnung festmachen lassen: a) *direkte* Kennzeichnung durch die lexikalische Klasse der Determinantien (-wurzeln), traditionell: der (die) bestimmte(n) Artikel und verschiedene Demonstrativpronomina; b) *indirekte* Kennzeichnung durch Wortstellung (*sobaki lajut* ‘die Hunde bellen’ vs. *lajut sobaki* ‘Hunde bellen’) und Kasusmarkierung (*kušaet xleb* ‘er ißt das Brot’ vs. *kušaet xleba* ‘er ißt (vom) Brot’) im Russischen (und anderen slawischen Sprachen). c) *Null-Kennzeichnung*: Determination wird nicht indiziert — so z.B. in den meisten Sprachen bei Eigennamen. 2. Indefinitheit einer DP wird in ihrer reinsten Form durch *Abwesenheit* eines Artikelworts (Determinans) ausgedrückt. 3. Pronomina lassen sich als *intransitive* (oder *absolute*, d.h. durch kein NP-Argument „gesättigt“) Determinantien begreifen.

In „Nominale Komposita und Argumentstruktur“ (S. 45-61) prüft F. Kiefer zwei Behauptungen, die mehrfach in der jüngeren Fachliteratur hinsichtlich der Argumentstruktur deverbaler Nominalisierungen vertreten wurden. Dabei geht es einerseits um die Annahme, daß sich die beiden als *Ergebnis-* bzw. *Ereignis-*Nominalisierung bekannten Nominalisierungs-Typen voneinander durch ihre Argumentstruktur unterscheiden würden, andererseits um die These, daß das *externe* Argument eines Verbs (traditionell gesprochen: das Argument in Subjektsfunktion) grundsätzlich *nicht* als Aktant in eine von diesem Verb abgeleitete Nominalisierung Eingang findet.

Aufgrund einer Reihe syntaktischer Tests gelangt Kiefer jedoch im ersten Punkt zum Schluß, daß der Unterschied zwischen Ereignis- und Ergebnis-Nominalisierung *nicht* im Vorliegen bzw. Nicht-Vorliegen einer bestimmten *Argument-Struktur* zu suchen ist, sondern — wie im Grunde genommen schon die Termini „Ereignis“ bzw. „Ergebnis“ vermuten lassen — in der *Semantik* dieser Nominalisierungstypen. Daß zum zweiten eine deverbale Nominalisierung prinzipiell nicht das Subjekt-Argument des Basisverbs als Argument aktualisieren kann, scheint zwar übereinzelsprachlich für Nominalisierungen *transitiver* Verben zu gelten, bei Nominalisierungen *intransitiver* Verben ergibt sich jedoch ein differenzierteres Bild. Während im Englischen (**Geese-gagging can be enervating*) das Auftreten des Subjektsaktanten tatsächlich generell ausgeschlossen ist, scheint sie im Deutschen (*Gänseschnattern kann ganz schön nerven*) oder im Ungarischen (*a libagógás idegesítő*) zumindest immer dann zulässig zu sein, wenn der Subjektaktant zwar Ausführer einer Handlung ist, diese aber *weder plant noch* in ihrem Ablauf kontrolliert: man vergleiche grammatisches *Kinderlachen* / *Kinderweinen nervt*

mich einerseits mit ungrammatischem **Kinderspielen* (im Sinne von: *das Spielen von Kindern*) *nervt mich* andererseits.

Als Resümee hält Kiefer fest, daß alle Versuche, die Argumentwahl deverbaler Nominalisierungen ausschließlich auf deren Argument-*Struktur* zurückzuführen, sich als allzu simplizistisch herausstellen. Als ebenso bestimmende Faktoren sind die — der betreffenden Nominalisierung inhärente — *thematische* (= rollensemantische) Aktantenhierarchie sowie — zumindest in einem gewissen Ausmaß — der außersprachliche Kontext zu werten. Als nicht uninteressantes Korollar von Kiefers Untersuchung ergibt sich, daß das Deutsche in der Frage der Argumentwahl deverbaler Nominalisierungen offensichtlich strukturell mit dem typologisch ansonsten recht verschiedenen Ungarischen, nicht aber mit dem naheverwandten Englischen zusammengeht.

In „Frage [Frage / Frage- / -frage]. Über ein französisch-deutsches Kooperationsprojekt: Syntagmatisches Wörterbuch (Lexique — Grammaire) Deutsch — Französisch, Französisch — Deutsch“ berichten J. *Kubczak* und S. *Costantino* über ein vom IDS Mannheim, dem *Laboratoire d'automatique documentaire et linguistique* in Paris, und der *Universität Aix-en-Provence* durchgeführtes Forschungsprojekt, das der Ausarbeitung eines lexikographischen Modells für zweisprachige syntagmatische Wörterbücher gewidmet war. Besondere Aufmerksamkeit wurde dabei der Frage geschenkt, wie *ähnlich* die semantisch-syntaktische Valenz deverbaler Substantive der Valenz ihrer verbalen Ableitungsbasen ist. Die sich aus einem konfrontativen Zugriff ergebenden Antworten auf diese Frage werden von den Autorinnen ausführlich anhand des Modell-Artikels „Frage“ (gegliedert in 1. „Frage in festen Syntagmen“ wie in *Keine Frage!; das kommt überhaupt nicht in Frage!; es steht außer Frage, daß ...; etc.*, 2. „Frage in freien Verwendungen“ wie in *jemandes Frage nach etwas*, 3. „Frage in Komposita“ wie in *Fragebogen oder Arbeitslosenfrage*) exemplifiziert.

In ihrem Beitrag „Zur Grenze zwischen Grammatik und Lexik im Bereich der Substantivvalenz“ (S. 129-142) vertieft S. *László* bereits früher gemachte Beobachtungen zur deutschen und ungarischen Substantivvalenz. Konstatiert wird das Fehlen eines theoretischen Rahmens, der es erlauben würde, *morphosyntaktische Valenz* der Substantive und diverse Mechanismen *substantivischer Wortbildung* systematisch zueinander in Beziehung zu setzen; ein solches theoretisches Fundament stellt insofern ein Desiderat dar, als etwa für das Ungarische sehr typische und häufig zur Anwendung gelangende *lexikalische Aktualisierungsformen* von Valenz — Substantiv-Komposition und sekundäre adjektivische Ableitungen zu Nominalisierungen — in der Fachliteratur zur Valenz des deutschen Substantivs sowie in den einschlägigen deutschen Valenzwörterbüchern eine höchstens marginale Berücksichtigung finden, da den genannten Mechanismen im Deutschen eben nur eine marginale Rolle zukommt (hierzu vergleiche man auch die im folgenden referierten Befunde des Beitrags von *Bassola* und *Bernáth*).

Im Zuge von *Lászlós* Untersuchung erweist sich das Ungarische als Sprache, in der eine *syntaktische Substantivvalenz* zwar in Ansätzen vorhanden ist, aber viel weniger aktualisiert wird als dies aufgrund der prinzipiellen strukturellen Möglichkeiten möglich erschiene. Darin unterscheidet sich die Valenzrealisierung des ungarischen Substantivs wesentlich von jener des deutschen. Doch gibt es zwischen dem Ungarischen und dem Deutschen natürlich *nicht nur* Unterschiede: so sind etwa das deutsche Genitivattribut und das Präpositionalattribut (*Frage an den Präsidenten, Ehrerbietung vor den Eltern*) mit dem ungarischen Possessivattribut und dem in der ungarischen Grammatik traditionellerweise so bezeichneten „attributiven Adverbial“ (*kérdés az elnökhöz*) durchaus in Hinblick auf ihre Funktion vergleichbar. Allerdings bestehen auch hier wesentliche Unterschiede im *syntaktischen Ver-*

halten dieser Strukturen, beispielsweise die Tatsache, daß das ungarische attributive Adverbial in eine Adjektivgruppe umgewandelt werden kann (*tisztelet a szülők iránt* > *a szülők iránti tisztelet*), was für seine deutsche Entsprechung unmöglich ist (*die-vor-den-Eltern-Ehrerbietung').

Im Beitrag „Einige Gedanken zur Valenz der ungarischen Substantive“ (S. 143-172) geht M. Tamássy-Bíró auf die vom Deutschen sehr verschiedenen morphosyntaktischen Realisierungsformen bestimmter semantischer Valenz-Konstellationen im ungarischen Substantiv ein, wobei als theoretischer Rahmen für die Darstellung der Substantivsemantik Heidolph-Flämig-Motschs *Grundzüge einer deutschen Grammatik* (Berlin 1984) herangezogen wird. Im Zentrum ihrer Untersuchung steht dabei die Frage nach Obligatheit bzw. Fakultativität der Argumente einzelner Substantive, beispielsweise beim Substantiv *jelenlét* 'Anwesenheit' (*az afrikai portugál jelenlét* '*die-afrikanische-Portugal-Anwesenheit', *Afrikai jelenlétük* '*ihre-afrikanische-Anwesenheit', etc.). Besonderes Augenmerk widmet die Verf. in der Valenzstruktur zweier semantisch definierbarer Substantivklassen: einerseits Substantiven, die so wie *különbség*, *szakadég*, *választóvonal*, *aránytalanság*, aber auch *rivalizálás*, *játzsma*, *vita*, *viszály*, *verseny*, etc. ein *symmetrisches* Verhältnis zwischen zwei Entitäten bezeichnen (wobei diese Symmetrie entweder *statischer* oder *dynamischer* Natur sein kann), zum anderen Substantiven wie *széle*, *teteje*, *alja*, *belseje*, *közepe*, *veleje*, *java*, etc., denen das Bedeutungselement „Teil von etwas“ inhärent ist.

In „Realisierung der Valenzstruktur von deutschen und ungarischen deverbalen Substantiven“ präsentieren P. Bassola und C. S. Bernáth die Ergebnisse einer Untersuchung, deren empirische Grundlage deverbale Nominalisierungen aus Artikeln in ungarischen und deutschen Zeitungen bilden. Systematisch verfolgt werden dabei drei Fragestellungen: 1. wann entscheidet sich der Schreibende eher für eine *satzförmige* (Nebensatz, Infinitivkonstruktion, Partizipialkonstruktion), wann eher für eine *substantivische* Realisierung (Nominalisierung) eines wiederzugebenden Sachverhalts? 2. Welche Elemente der semantischen Valenz eines deverbalen Substantivs erfahren eine formale Realisierung, welche werden dagegen *nicht* realisiert (aber aufgrund des Kontexts implizit *mitverstanden*), welche werden schließlich *nicht* realisiert und auch *nicht* mitverstanden? 3. In welcher Form wird die zugrundeliegende *semantische* Valenzstruktur realisiert?

Hinsichtlich der formalen Realisierung zeigen sich auffallende Unterschiede zwischen Deutsch und Ungarisch. So wird etwa das Agens eines *einwertigen* deverbalen Substantivs im Deutschen a) seltener und b) wenn überhaupt, dann bevorzugt durch eine Präpositionalphrase, nicht aber durch einen Genetivus subjectivus wie oft im Ungarischen ausgedrückt. Weiters ist die Überführung der Nominalisierung in ein sekundäres Adjektiv ein für das Ungarische hochfrequentes Aktualisierungsverfahren, das sich für das Deutsche dagegen nur sporadisch belegen läßt: ung. *külgymínisztériumi nyilatkozatban* steht im Deutschen nicht eine **außenministeriale Erklärung*, sondern vielmehr eine *Erklärung des/seitens des Außenministeriums* gegenüber. Bei *zweiwertigen* deverbalen Nominalisierungen (*semantisch* zumeist: Agens — Patiens — Konstellationen) sind die Unterschiede zwischen Deutsch und Ungarisch dagegen vergleichsweise geringer.

Besonderes Interesse im Spektrum der verschiedenen Aktualisierungsformen substantivischer Valenz verdient das sehr häufig zum Einsatz kommende *Kompositum* (*Straßensperre* — *úttorlasz*), ein von der Mehrzahl der traditionellen Arbeiten zur Valenz vernachlässigtes, ja oft gar nicht als solches erkanntes Ausdrucksmittel. Hier ist es wiederum das Deutsche, das von dieser Form der Valenzaktualisierung größeren Gebrauch als das Ungarische macht.

Als über die eigentlichen Grenzen der Untersuchung hinausreichendes Ergebnis wollen die Autoren festgehalten haben, daß eine Untersuchung der Valenz de-

verbaler Substantive notwendigerweise den Bereich der Nominalphrase transzendieren und Satz und Text miteinbeziehen muß, da vor allem die Frage, *warum* ein potentiell realisierbarer Aktant im konkreten Einzelfall *nicht* aktualisiert wird, nur im Rückgriff auf den weiteren Kontext beantwortet werden kann (man vergleiche damit die weiter oben referierten Schlußfolgerungen des Beitrags von *Kiefer*).

Die formale Gestaltung des Bandes ist ansprechend, die Zahl der Druckfehler bemerkenswert niedrig, das Schriftbild durch großzügige Spatien und die Wahl einer adäquaten Schriftgröße äußerst lesefreundlich: der lohnenden Lektüre durch, wie der Rez. ausdrücklich hofft, *zahlreiche* „Nominalisten“ steht somit auch von der Form her nichts im Wege.

Thomas Herok
(Budapest)

BUNGARTEN, THEO (Hg.): *Unternehmenskultur und Unternehmensidentität in der historischen Wirtschaftslinguistik*. Tostedt: Attikon Verlag 1997 (= Beiträge zur Wirtschaftskommunikation Bd 1). 125 S.

Seit der pragmatischen Wende in der Sprachwissenschaft hat sich das Forschungsinteresse wesentlich erweitert. Neue Disziplinen sind entstanden, die ihre Fragestellungen oft nur interdisziplinär behandeln können. Der vorliegende Band liegt in diesem Trend.

Ein wissenschaftsgeschichtliches Verdienst dieses Bandes ist, daß darin eine vergessene, kurzlebige Disziplin, die Wirtschaftslinguistik (WL) und -germanistik, wieder in Erinnerung gerufen wird. Die Primärfachliteratur (**Ewald E. J. Messing (Hg.): *Zur Wirtschaftslinguistik. Eine Auswahl von kleineren und größeren Beiträgen über Wert und Bedeutung, Erforschung und Unterweisung der Sprache des wirtschaftlichen Verkehrs***. Rotterdam 1932; **Hugo Siebenschein: *Abhandlungen zur Wirtschaftsgermanistik***. Prag 1936) ist heute kaum zugänglich, da diese Bücher — wie so viele andere während des Nationalsozialismus — auf dem Scheiterhaufen gelandet waren. (Die Rezensentin konnte die beiden Bücher nur über die internationale Fernleihe nach langer Suchzeit in die Hand bekommen.)

Das Vorhaben des Herausgebers ist, „eine wissenschafts- und ideengeschichtliche Verbindung zwischen den modernen Konzepten der Unternehmenskultur (UK) und Unternehmensidentität (Corporate Identity= CI), zwischen dem heutigen wissenschaftlichen Interesse von Linguistik, Kommunikationswissenschaft und Betriebswirtschaftslehre an der Wirtschaftskommunikation und einer historischen Forschungsrichtung mit Praxisanspruch, der sogenannten Wirtschaftslinguistik in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts“ (S. 7) herzustellen. Der Band enthält sechs Beiträge von ungefähr gleichem Umfang.

In seinem Beitrag (**Christian Ax: *Der soziokulturelle Ansatz von „Unternehmenskultur“ und Aspekte einer „Interkulturkunde“***) geht Ax auf theoretische Überlegungen bei der Analyse der UK ein, wobei er auf eine „soziokulturelle Auffassung von Unternehmenskultur“ (S. 10) fokussiert. Dabei skizziert er auch Desiderate, die zukünftige Schwerpunkte der Forschungstätigkeit in den Kultur- und Sozialwissenschaften darstellen sollten (vgl. S. 29). Fragestellungen, Theorien und Methoden einer UK-Kunde werden u.a. der Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung zugewiesen, wobei wichtige Methoden und Erkenntnisse weiterer Bezugsdisziplinen wie z.B. der Ethnomethodologie, kognitiven Psychologie, Konversationsanalyse und Textlinguistik (S. 29) herangezogen werden sollten.

Im weiteren setzt sich Ax mit Schnyders Auffassung von Kultur (sozialtechnokratischem, soziokulturellem Ansatz) (S. 13) auseinander sowie mit dem Kulturbegriff in der Ethnologie, in der sich zwei theoretische Grundkonzeptionen abzeichnen, nämlich Kultur als materielles bzw. als immaterielles d.h. ideationales (S. 16) Phänomen. In Anlehnung — jedoch nicht ohne Kritik — an Schnyder wird UK definiert als

...ein soziokulturelles, immaterielles, unternehmungsspezifisches Phänomen, welches die Werthaltungen, Normen und Orientierungsmuster, das Wissen und die Fähigkeiten sowie die Sinnvermittlungspotentiale umfasst, die von einer Mehrzahl der Organisationsmitglieder geteilt und akzeptiert werden (S. 21).

Aus dieser Definition wird Schnyders UK-Modell mit drei Ebenen (Instrumental-, Prozess- und Umwelt-Ebene) abgeleitet, die sich bezüglich des Kriteriums Materialität-Immaterialität unterscheiden. Die Instrumental-Ebene wird weiter untergliedert in drei Systeme (Ziel, Management, Symbol), wobei sich das Symbol-System aus drei Subsystemen zusammensetzt: aus sprachlichen Symbolen, interaktionalen Symbolen (Riten und Rituale, Feiern, Tabus usw.) und objektivierten Symbolen (Corporate Design der Unternehmung, Kleiderordnungen etc.)

Für die Linguistik ist das Subsystem von Symbolen von besonderem Interesse. Die „Trias von Sprache, Kultur und Kommunikation und deren Vermittlung“ (S. 28) sei nun Aufgabe einer (alt-)neuen Disziplin, der Interkulturkunde (Prägung von Bungarten).

Was also die historische WL mit der UK-Forschung verbindet, ist eben diese Trias.

Andreas Koch analysiert in seinem Beitrag *Die historische Wirtschaftslinguistik vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise* (S. 32-49) „die Zusammenhänge zwischen den politischen und wirtschaftlichen Ereignissen der späten Weimarer Republik und den interkulturellen Vorstellungen der Wirtschaftslinguistik“ (S. 32). Der Beitrag ist auf zwei Fragenkomplexe fokussiert:

- a) auf geschichtlich bedingte Faktoren, die zur Weltwirtschaftskrise und zu einer verstärkten Forderung nach einer autarken Wirtschaft in Deutschland führten,
- b) auf Forschungsschwerpunkte und Forderungen der WL, die den zeitgenössischen deutschen Vorstellungen geradezu entgegen liefen.

Das größte Verdienst der WL, das auch die Verbindung zur UK-Forschung herstellt, besteht in ihrem praxisbezogenen Anliegen (vgl. S. 40).

Takako Kamiya liefert in seinem Beitrag *Die „Wirtschaftsgermanistik“* (S. 49-73) eine ausführliche Beschreibung der Wirtschaftsgermanistik. Der prominenteste Vertreter dieser Disziplin, Hugo Siebenschein, stellt den Gegenstand und das methodologische Verfahren am Beispiel der spätmittelalterlichen Literatur dar. Dabei geht es um solche modernen Ansätze in der Sprachgeschichtsschreibung wie die „synthetische Gesamterkenntnis“ (S. 51) durch die Geisteswissenschaft, worunter Siebenschein die Erforschung von sprachlichen Entwicklungen als Widerspiegelung sozialer, wirtschaftlicher und kulturhistorischer Veränderungen versteht (vgl. neuere Arbeiten von z.B. P. v. Polenz).

Siebenschein stellt die enge Wechselbeziehung zwischen der Entwicklung von Handel, Gewerbe und Geldwirtschaft von der Mitte des 14. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts und der Entwicklung der deutschen Sprache dar. Als Korpus verwendet er literarische und kaufmännische Texte (also verschiedene Gattungen und Textsorten).

Sein Anliegen ist, „aus literarischen Denkmälern historische Daten zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters zu gewinnen“ (S. 61). Diese Erkenntnisse vergleicht er mit der Entwicklung der deutschen Sprache am Anfang der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts.

Als Gründe für die wechselseitigen Beziehungen zwischen wirtschaftlichen Entwicklungen und der deutschen Sprache sieht er u.a. den „Zeitgeist“ sowie „kulturhistorische Zusammenhänge“. Mit einer modernen Terminologie ausgedrückt: Sprachgeschichte wird hier (auch) als Mentalitätsgeschichte betrachtet.

Das zentrale Forschungsinteresse von Siebenschein — der Zusammenhang zwischen dem Sprachgebrauch und der Kommunikation in der Wirtschaft — sind praktische und theoretische Fragestellungen, die ihre Aktualität bis heute nicht verloren haben.

In seinem Beitrag *Die Wirtschaftslinguistik und der europäische Binnenmarkt. Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Hinblick auf sprachliche und kommunikative Aspekte* (S. 73-90) unternimmt Kai Schuldt den Versuch, zwischen Vergangenheit und Gegenwart eine Brücke zu schlagen. Dies tut er, indem er Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen der WL und der politischen und wirtschaftlichen Wirklichkeit des europäischen Binnenmarkts nachgeht. Seine vergleichende Analyse beschränkt er auf sprachliche und kommunikative Aspekte.

Für die Entstehung der WL sind politische und wirtschaftliche Faktoren relevant. Die Erkenntnisse, daß die Sprache ein wichtiges Instrument des wirtschaftlichen Handelns sei sowie die Forderung nach der Notwendigkeit von Fremdsprachenvermittlung gelten auch heute als aktuell. Diese werden auch theoretisch begründet (vgl. S. 77), wobei implizit postuliert wird, daß die WL eine interdisziplinäre Forschungsrichtung darstellt.

Während die WL der 20er Jahre eher als historisierend bezeichnet werden kann, entstand in den 30er Jahren eine andere Ausrichtung, die synchronisch-funktionale (vertreten durch Prager Linguisten wie J. Cada, Z. Vancura, L. V. Kopeckij). Die Zielsetzung dieser Richtung steht bestimmten Aufgabenbereichen der angewandten Linguistik nahe (vgl. S. 79).

Ihre Auffassung von der Wirtschaftssprache wurde in der modernen Fachsprachentheorie und -forschung erst wesentlich später (wieder) aufgegriffen (vgl. L. Hoffmann (1985), L. Drozd/W. Seibicke (1973) etc.): ähnlich wie Vertreter der modernen Fachsprachenforschung von heute sahen sie in der Wirtschaftssprache ein „strukturiertes und funktionales Ganzes“ (S. 80). Die Wirtschaftssprache wird als Instrument einer zweckgebundenen Kommunikationssphäre betrachtet.

Die Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart wird im zweiten Teil des Beitrags geschlagen. Nach einer kurzen Entstehungsgeschichte der EU folgt eine Bestandsaufnahme in den EU-Ländern, in denen „zwei Drittel der betroffenen Europäer [...] für eine Konversation in einer Fremdsprache keine ausreichenden Kenntnisse“ (S. 82) [besitzen]. Sprachbarrieren ergäben sich jedoch nicht nur auf Grund dieser Situation, sondern aus den besonderen Merkmalen von Fachsprachen.

Auf die Frage, wie Sprachbarrieren im europäischen Binnenmarkt zu beseitigen seien, kann der Autor keine Lösung vorschlagen, er beschränkt sich lediglich auf einen Katalog von Möglichkeiten.

Im 5. Kapitel vergleicht Schuldt Gemeinsamkeiten in den Fragestellungen in der WL und in seinem Untersuchungsgegenstand: den Einfluss ökonomischer Veränderungen auf Sprachbedürfnisse, Verbesserung der Fremdsprachenkenntnisse zur Erreichung ökonomischer Ziele. Sein Fazit ist: „Die Aussagen der Wirtschaftslinguistik zur Bedeutung der Sprache in der Wirtschaft [sind] heute genauso aktuell und bedeutsam wie zu ihrer Zeit“ (S. 87).

In dem vorletzten Aufsatz *Unternehmenskultur und Corporate Identity. Ihre Ansätze in der Wirtschaftslinguistik* (S. 91-107) konzentriert sich Detlev Seidler — in Anlehnung an Schnyder — auf die Faktoren, die den Erfolg eines Unternehmens und dessen Selbstverständnis beeinflussen. Der Erfolg ist von den kommunikativen Qualitäten des Unternehmens sowohl nach außen als auch nach innen abhängig.

Nach einer kurzen Auseinandersetzung mit den Begriffen UK und CI geht er auf verschiedene Forschungsansätze in der UK-Forschung ein:

- a) auf den betriebswirtschaftlich orientierten „sozial-technokratischen Ansatz“ und
- b) auf den sozio-kulturellen Ansatz von Schnyder.

Nach Ansatz b) ist UK etwas Kognitives, „ein immaterielles Phänomen, das als erlerntes, immaterielles Ordnungsprinzip in den Köpfen von oder zwischen einzelnen Menschen besteht“ (S. 94). Dieses immaterielle Ordnungsprinzip setzt sich aus intersubjektiv festgelegten Komponenten (aus einer evaluativen, kognitiven und interpretativen Komponente) zusammen. Dieser immateriellen Dimension der UK kann eine materielle mit verschiedenen Ebenen gegenübergestellt werden (vgl. den Beitrag von Ax).

Zwar werden UK und CI oft synonym verwendet, eine Abgrenzung zwischen den beiden ist von (sozial-)psychologischer Seite (so K. Birkigt/M.M. Stadler) möglich. Unter diesem Aspekt wird CI als „eine Verhaltensmaxime, ein strategisches Führungsinstrument oder ein Bindeglied zwischen den organisatorischen Teilbereichen eines Unternehmens“ (S. 97) betrachtet.

Sprache, verschiedene Symbole und Informationsträger (Briefbogen, Logo etc.) dienen einer bestimmten Kommunikationsabsicht und werden gezielt eingesetzt. Was die UK und CI mit der WL verbindet ist

ein weit gefaßter Kulturbegriff („Der Kulturbegriff beinhaltet die jeweilige Ausprägung des Rechtes, der Gewohnheiten, der Sitten und der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Organisation einer Nation“ (S. 103)), sowie der Stellenwert von Sprache und der Zweck ihrer Vermittlung (vgl. S. 103).

Was die Beziehung zwischen WL und UK bzw. CI anbelangt: Es gibt keine unmittelbaren Bezugspunkte zwischen ihnen. Die oben angeführten Gemeinsamkeiten können nur induktiv erschlossen werden.

Der grundsätzliche Unterschied besteht in dem theoretischen Ansatz: Während UK und CI einen ethnologischen bzw. psychologischen Ansatz darstellen, ist der WL ein sprachwissenschaftlich-kultureller Ansatz eigen.

Der den Band schließende Aufsatz von **Svenja Hansen** *Ideengeschichtliche Bezüge zwischen der Wirtschaftslinguistik und dem modernen Konzept der Unternehmenskultur* (S. 109-125) weist Überlappungen mit dem vorangehenden Beitrag auf. Um Wiederholungen zu vermeiden, sei hier nur auf den Teil eingegangen, in dem die Sprache in Schnyders Unternehmenskultur-Modell bzw. Defizite im Schnyderschen Konzept behandelt werden. Danach sei die Beschreibung in Schnyder sowohl aus semiotischer als auch aus linguistischer Sicht „einerseits fragmentarisch, andererseits inkonsistent“ (S. 116). Symbol und Zeichen würden bei Schnyder synonym gebraucht, unter Symbolfunktion würde lediglich eine der drei Bühlerschen Funktionen, nämlich die Darstellungsfunktion, verstanden. Darüber hinaus würde der determinierenden Rolle von Sprache auf das Denken von Menschen — in Anlehnung an die Sapir-Whorf-Hypothese — eine zu große Bedeutung beigemessen.

Ein Verdienst von Schnyder sei jedoch, daß er die Aufmerksamkeit auf die Funktion der Sprache in der UK gelenkt und dadurch Defizite der traditionellen Betriebswirtschaftslehre aus dem Weg geräumt hatte.

Was die WL und Schnyders Konzept miteinander verbindet sei eben ein sozio-kulturelles Verständnis von UK. Gültigkeit bis heute könnten Ansätze und Anschauungen der WL haben wie z.B.

- Loslösung vom rein technokratischen Ansatz in der Wirtschaft,
- Einbeziehung soziologischer Gesichtspunkte (sowohl in Sprach- als auch in Wirtschaftswissenschaften),

- Sprache als Handlungsinstrument,
- Sprache als Bestandteil der Kultur, als Widerspiegelung kognitiv-psychologischer Faktoren.

Die sechs Abhandlungen vermitteln einen guten Einblick in die WL und in zentrale theoretische Fragen der UK und CI. Das Vorhaben des Herausgebers ist u.E. nur zum Teil gelungen: Die ideengeschichtliche Verbindung zwischen den untersuchten Bereichen wird plausibel hergestellt. Von einer wissenschaftsgeschichtlichen Verbindung kann der Leser jedoch weniger überzeugt werden, vor allem dann nicht, wenn man hier auch eine gewisse Kontinuität erwartet. Höchstens könnte man von Suche nach Spuren, Aspekten in der historischen WL sprechen, von Aspekten, die für die moderne UK und CI relevant sind. Was für den Leser als Gemeinsamkeit erscheinen mag, das sind eben bestimmte Aspekte, wie dies auf den ersten Innenseiten in dem Titel auch formuliert wird: *Aspekte der Unternehmungskultur und Unternehmensidentität in der historischen Wirtschaftslinguistik*. Seltsamerweise fehlt das Wort Aspekte aus dem Titel auf der Cover-Seite.

Magdolna Bartha
(Székesfehérvár)

CHERUBIM, DIETER; GROSSE, SIEGFRIED; MATTHEIER, KLAUS J. (Hg.): *Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts.* Berlin; New York: de Gruyter 1998. 456 S.

Auch wenn gleich der erste Satz im einleitenden Beitrag des hier zu rezensierenden Sammelbandes behauptet, das „19. Jahrhundert [sei] hinsichtlich der sprachhistorischen Forschung — immer noch — eine Diaspora“ (S. 1), ist eine immer stärkere Hinwendung zum Thema in den letzten etwa 15 Jahren doch unverkennbar. Der erfreulichen Tatsache, daß die Zahl der Arbeiten, die die Geschichte der deutschen Sprache im 19. Jahrhundert thematisieren, in letzter Zeit ständig zunimmt, liegen wichtige Erkenntnisse zugrunde. Erstens mußte erkannt werden, daß das 19. Jahrhundert als eine eigenständige sprachgeschichtliche Epoche zu behandeln ist, was jedoch erst Anfang der 80er Jahre geschehen ist. Eine nächste, zentrale Erkenntnis, die die sprachhistorische Forschung im allgemeinen auf neue Wege leitete und zur Erforschung des Neuhochdeutschen im besonderen neue Impulse gab, war, daß eine deutsche Sprachgeschichte nicht mit der Geschichte des deutschen Sprachsystems gleichgesetzt werden darf, sondern neben dem Systemwandel genauso die Geschichte der „historischen Gesamtsprache Deutsch“ mit all ihren Varietäten und Sprachstilen zum Gegenstand hat. Und diese zweite Komponente der Sprachgeschichte muß umso mehr im Zentrum der Erforschung des 19. Jahrhunderts stehen, als die Abgrenzung und Behandlung des 19. Jahrhunderts als einer selbständigen sprachgeschichtlichen Epoche vor allem eben durch tiefgreifende sprachsoziologische Veränderungen gerechtfertigt wird, die nur im Rahmen einer soziopragmatisch orientierten Sprachgeschichte, durch die Einbettung der Sprachgeschichte in den sozialen und pragmatischen Kontext, faßbar werden.

Diese sprachsoziologischen Veränderungen im 19. Jahrhundert werden selbstverständlich durch umfangreiche gesellschaftliche Umstrukturierungen geprägt, u.a. durch die Herausbildung einer neuen sozialen Klasse, der Klasse des **Bürgertums**. Dieser neuen Klasse, dem Bürgertum und ihrer Sprache bzw. der Geschichte

des Deutschen in den neuen bürgerlichen Nationen, ist der vorliegende Sammelband gewidmet. Er enthält insgesamt zwanzig Beiträge, die größtenteils die überarbeiteten Vorträge dokumentieren, die auf dem 2. Bad Homburger Kolloquium zur Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts gehalten worden sind.

Nach einem kurzen Vorwort der Herausgeber berichtet *K. J. Mattheier* im ersten Beitrag über Stand und Perspektiven der Erforschung der Geschichte des Deutschen im 19. Jahrhundert. Auf die Erörterung des theoretischen Rahmens, wo die vier Gegenstandsbereiche der Sprachgeschichte in Sprachsystemgeschichte, Sprachgebrauchsgeschichte, Sprachkontaktgeschichte und Sprachbewußtseinsgeschichte angegeben werden, folgen die Überlegungen des Verfassers zu den bisherigen Ergebnissen und Desideraten der einzelnen Forschungsfelder. Anschließend wird das sicherlich nicht zu unterschätzende Problem des Korpus zur Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts diskutiert. Abgerundet wird der Aufsatz mit einem kumulativen Literaturverzeichnis, das die bisherigen einschlägigen Arbeiten enthält. Der Aufsatz ist logisch aufgebaut und gedankenreich und eignet sich hervorragend als Einstieg in die Problematik, auch wenn er nicht explizit als Einleitung konzipiert ist, zumindest nicht in dem Sinne, wie wir es von einer Einleitung in einem Sammelband erwarten würden. Zu bemängeln wäre am Buch im allgemeinen, daß es dem Leser überhaupt wenig Hilfe bei der Orientierung gibt: weder gibt es eine Einleitung, die die Konzeption des Buches im allgemeinen und die zu behandelnden Themen im besonderen erläutern würde, noch hat es eine explizite thematische Gliederung, etwa in Form von Kapiteln.

In den nächsten zwei Beiträgen (*S. Barbour*, *P. von Polenz*) wird die Problematik um einen Schlüsselbegriff der Epoche, den der 'Nation' aufgegriffen. Im ersteren wird dieser Begriff aus der Sicht der englischsprachigen Wissenschaft thematisiert, wobei der Autor u.a. auf den Unterschied zwischen dem territorial und staatsbürgerlich definierten westeuropäischen und dem kulturellen und ethnischen deutschen und osteuropäischen Nationbegriff hinweist. *Peter von Polenz* setzt sich demgegenüber mit den deutschen Begriffsbesetzungen um 1800 auseinander und beleuchtet die Opposition 'Staatsnation' — 'Kulturnation' in ihrer einstigen und heutigen Aktualität.

Die weiteren siebzehn Beiträge lassen sich *konzeptionell* grundsätzlich in zwei Gruppen einteilen. Einige von ihnen behandeln theoretische Fragen, entwerfen selbst Theorien und Modelle, haben also überwiegend eine Art „wegweisenden“ Charakter (*D. Cherubim*, *A. Mihm*, *E. Berner*, *J. Link*), während die anderen bereits konkrete Forschungsergebnisse dokumentieren, überwiegend also empirisch ausgerichtet sind.

Thematisch gesehen behandeln sie — je nach den vier eingangs erwähnten Gegenstandsbereichen der Sprachgeschichte — vier größere Schwerpunkte. Die Beiträge von *R. Willemyns*, *V. Winge* und *M. Dyhr* lassen den Leser einen Einblick ins *Deutsche im Kontakt* mit anderen Sprachen in Europa im 19. Jahrhundert gewinnen. Für alle drei ist charakteristisch, daß sie die soziolinguistischen Aspekte des Sprachkontaktes thematisieren, und nicht die innersprachlichen Einflüsse etwa in Form von lexikalischen Transferenzen. Bei *R. Willemyns* geht es um den Sprachkonflikt im Belgien des 19. Jahrhunderts, während im Aufsatz von *V. WINGE* die Kontaktsprache das Dänische ist, neben Dänemark aber auch ein kurzer Ausblick auf weitere nordische Staaten geworfen wird. *M. Dyhr* berichtet über die sprachliche Situation in Schleswig, auf einem Gebiet, wo der Sprachkonflikt besonders heftig war. Dieser Konflikt wird anhand der Schriften eines Schleswiger Intellektuellen veranschaulicht, die ein eindrucksvolles Bild über die sprachlichen Verhältnisse der Zeit vermitteln, da sie „erlebte Wirklichkeit im Sprachkontaktgebiet und intellektuelle Reflexion der Situation [verbinden]“ (S. 102).

Den nächsten thematischen Schwerpunkt bildet die *Sprachbewußtseinsgeschichte*, der Gegenstandsbereich der Sprachgeschichte, der sich — grob formuliert — mit den Reflexionen über Sprache beschäftigt. Die Relevanz der sich in diesen Reflexionen widerspiegelnden sprachlichen Attitüden bei der Steuerung des Sprachgebrauchs — und auch des Sprachwechsels in Mehrsprachigkeitskonstellationen — ist in der Soziolinguistik schon seit längerer Zeit eine allgemein anerkannte Tatsache. Derartige Untersuchungen gab es aber bisher lediglich in der Synchronie. In der Sprachgeschichte gilt die Sprachbewußtseinsgeschichte als der am meisten vernachlässigte Gegenstandsbereich, der bis heute nur vereinzelte Arbeiten hervorgebracht hat. Einen kleinen Schritt zur Beseitigung dieses Defizits wollen die Beiträge von *A. Linke* und *I. Schikorsky* tun. *A. Linke* untersucht die sprachliche Kodierung bürgerlichen Lebensgefühls am Beispiel des Ausdrucks vom 'Sich-amüsiert-Haben' in Tagebuchtexten aus dem 19. Jahrhundert. Tagebuchtexte eignen sich als Korpus bei der Rekonstruktion von Attitüden und Gefühlen schon deshalb hervorragend, weil sie eine Textsorte verkörpern, die vor allem dazu konzipiert ist, „persönliche Erfahrungen und Erlebnisse schreibend wiederzuerleben“ (S. 236). Anhand ihrer Analysen zeigt die Autorin u.a., daß wir es im Falle dieses 'sich-amüsierens' mit einem „Gesellschaftswort“ zu tun haben, welches das bürgerliche Lebensgefühl widerspiegelt, da es sich auf Situationen (Ball, Theaterbesuch, Landpartie) bezieht, die einen relativ hohen sozialen Integrationswert haben und charakteristische Momente des bürgerlichen Lebens sind. *I. Schikorsky* greift im Anschluß daran ein äußerst interessantes sprachsoziologisches Phänomen auf, das Problem der Aneignung bürgerlichen Sprachverhaltens und Sprachbewußtseins, das er am Beispiel eines durch Heirat aufsteigenden Dienstmädchens zur Professorengattin beschreibt. Thematisiert wird also der Normkonflikt, der bei Aufsteigern sicherlich ein nicht zu unterschätzendes Problem gewesen sein dürfte. Der lange, harte Weg bis zur Aneignung der neuen sprachlichen Normen und des bürgerlichen Sprachbewußtseins — was in dieser Liebesgeschichte die Voraussetzung der Hochzeit war —, läßt sich anhand des Briefwechsels zwischen dem Dienstmädchen und den Familienmitgliedern hervorragend rekonstruieren, zugleich sind aber aus diesen Briefen auch die Konventionen und Ausdrucksformen bürgerlicher Sprachkultur herauslesbar.

Die dritte Gruppe der Beiträge befaßt sich mit der *Geschichte des Sprachgebrauchs*, der Geschichte der einzelnen gruppen- und funktionspezifischen Sprachvarietäten und Sprachstile. Tatsache ist aber, daß diese ohne ihre linguistische Beschreibung nicht vollständig erfaßt werden können. Dieser Gegenstandsbereich der soziopragmatischen Sprachgeschichte läßt sich daher nur schwer von der Systemgeschichte trennen. Von besonderer Relevanz ist dabei die Beschreibung von Textsorten und Texttypen, die also sowohl auf die Textkonstituierung hin, als auch in bezug auf die Kommunikationsbedürfnisse bzw. Kommunikationsbedingungen untersucht werden müssen. Mit diesem Problembereich beschäftigen sich die meisten der Beiträge im Band. Mit einem epochenspezifischen Phänomen der Sprachnormierung, den Sprachvereinen, konkret mit dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein befaßt sich die Arbeit von *H. Blume*, während sich *D. Cherubim* mit einer anderen typisch bürgerlichen Erscheinung, dem allgemeinen Vereinswesen und dessen Beitrag zur Sprachentwicklung auseinandersetzt. Die spezifischen Kommunikationsformen in den Vereinen werden am Beispiel des Schrifttums des Großen Clubs, eines Braunschweiger Vereins dargestellt, aufgrund der Analyse verschiedener Textsorten des Vereinslebens. *O. Ludwig* untersucht den Beitrag der Schreib- und Stilübungen im Volksschulunterricht zur Alphabetisierung, einen langwierigen Prozeß, der erst im Laufe des 19. Jahrhunderts die Massen erreichte. Zwei Aufsätze befassen sich mit der Sprache der Arbeiter (*A. Mihm*, *M. Klenk*), in denen jedoch beide Autoren auch auf das Problem der Abgrenzung einer diastra-

tischen Varietät 'Arbeitersprache' hinweisen. Während aber *A. Mihm* seinen Beitrag größtenteils diesem Grundlagenproblem selbst widmet, untersucht *M. Klenk* konkrete Texte der Arbeiterschriftsprache, die Briefe preußischer Bergarbeiter. Die sprachlichen Mittel monarchischer Appelle sind der Gegenstand der Erwägungen von *H. Schmidt*. Der Autor macht neben seinen ausführlichen Analysen zur Textkonstitution kaiserlicher und königlicher Erlasse u.a. auch darauf aufmerksam, daß der persönliche Appell des Herrschers an sein Volk wichtige gesellschaftlich-politische Veränderungen impliziert, nämlich die Annäherung absolutistischer und liberaler Positionen, denn in früheren, absolutistischen Staatsorganisationen war das Volk kein Gesprächspartner. *E. Berner* analysiert in ihrem originellen, scharfsinnigen Beitrag den Einfluß der Frauenbewegung auf den politischen Wortschatz und verfolgt dabei das Ziel, „einen theoretischen und methodischen Ansatz für soziolinguistische Analysen im Bereich der politischen Lexik vorzustellen“ (S. 342). *U. Püschel* setzt sich mit der Sprache der Öffentlichkeit auseinander, konkret mit dem Zeitungsstil im 19. Jahrhundert. Ausgangspunkt seiner Analyse sind die — überwiegend recht kritischen — zeitgenössischen Aussagen über den Zeitungsstil von damals. Er versucht dabei der Frage nachzugehen, was von diesen Urteilen aus heutiger Sicht plausibel ist und was man „nicht glauben sollte“. *J. Links* Fallstudie untersucht den Anteil der Kollektivsymbolik an der Sprachentwicklung am Beispiel zweier Verkehrsmittel: der „guten, alten Kutsche“ und einem Symbol des Wachstums im 19. Jahrhundert, der Eisenbahn. Auch in *G. Fleskes'* Beitrag steht die Eisenbahn im Zentrum, hier nähert sich die Autorin jedoch aus einer ganz anderen Perspektive dem Untersuchungsgegenstand. Sie unternimmt den Versuch, die Konzessionsgesuche der ersten deutschen Eisenbahn unter textsortengeschichtlichem Aspekt zu beschreiben, während zum Schluß *W. Hollys* Beitrag eine weitere Textsorte, die parlamentarischen Geschäftsordnungen des 19. Jahrhunderts zum Gegenstand hat. Als fragwürdig erscheint jedoch dem Rezensenten die sprachgeschichtliche Relevanz dieses Aufsatzes, da hier kaum etwas an sprachlicher Analyse zur Beschreibung einer Textsorte dargeboten wird. Vielmehr handelt es sich um inhaltliche Analysen bzw. Bemerkungen zur Themenentwicklung.

Der vierte Gegenstandsbereich der Sprachgeschichte, die *Geschichte des Sprachsystems*, wird von einem einzigen kurzen Aufsatz am Ende des Bandes repräsentiert (*S. Grosse*), in dem es um die Ermittlung einiger morphologischer und syntaktisch-stilistischer Eigentümlichkeiten von Texten in der damaligen Zeitschrift „Die Gartenlaube“ geht. Dementsprechend gehen auch die Schlußfolgerungen nicht zu weit, sie bleiben auf die Aussage beschränkt, daß „eine Beobachtung des Sprachgebrauchs in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts morphologische und syntaktisch-stilistische Unterschiede zum gegenwärtigen Sprachgebrauch offenlegt“ (S. 455).

Zum Schluß eine kurze Bilanz: Der Leser, sei es ein Sprachhistoriker, Sprachsoziologe, Historiker oder Soziologe, bekommt — trotz der wenigen erwähnten kritischen Punkte — zweifelsfrei ein hochinteressantes, anspruchsvolles und vor dem Hintergrund der sprachhistorischen Tradition erfrischend neuartig erscheinendes Buch in die Hand. Und dieser Eindruck entsteht nicht zuletzt auch deswegen, weil im Band ein im Gegensatz zur „traditionellen“ Sprachgeschichte viel weitergefaßter Sprachgeschichte-Begriff umrissen wird. Die einzelnen Beiträge dokumentieren die ersten Ergebnisse eines neuen, breiten, vielversprechenden Forschungsfeldes und weisen alle auch auf die Notwendigkeit weiterer systematischer Untersuchungen zur Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts hin. Mögen sie auch Anstöße für die Sprachhistoriographie anderer Sprachen, so auch des Ungarischen, geben.

Péter Maitz
(Debrecen)

DOBROVOLS'KIJ, DMITRIJ: *Idiome im mentalen Lexikon. Ziele und Methoden der kognitivbasierten Phraseologieforschung.* Trier: Wissenschaftlicher Verlag 1997. 288 S.

Kognitive Ansätze in der Phraseologieforschung blicken schon auf eine längere Tradition zurück. Vor allem in den USA und in Italien entwickelte sich parallel zur traditionellen linguistischen Phraseologie (die auf Arbeiten von Vinogradov und Bally zurückzuführen ist) eine kognitiv-psychologische Forschungsrichtung. In der vorliegenden Arbeit setzt sich der Autor zum Ziel, Heuristiken und Methoden des letztgenannten Ansatzes anhand zahlreicher konkreter Fallstudien daraufhin zu überprüfen, inwieweit sie zur Lösung traditioneller Probleme der Phraseologie geeignet sind.

Im ersten Kapitel des Werkes werden die bekanntesten Konzeptionen und Hypothesen über mentale Prozeduren vorgestellt und diskutiert, die den Verstehensprozeß von Idiomen regeln. Idiome definiert der Autor als „feste, reproduzierbare Wortverbindungen (...), die als Lexikoneinheiten verarbeitet werden und sich (im Unterschied zu Phraseologismen anderer Klassen: Kollokationen, Routineformeln, grammatischen Phraseologismen) durch einen hohen Grad an Irregularität auszeichnen“ (S. 10).

Dabei werden einerseits Hypothesen bezüglich der zeitlichen Reihenfolge der Verarbeitungsprozeduren bei motivierten Idiomen (literal-first, „figurativ vor literal“, simultane Verarbeitung), zweitens Theorien im Zusammenhang mit der Speicherung von Idiomen im mentalen Lexikon (die Auffassung von Idiomen als unteilbaren Ganzheiten, die auch so aus dem mentalen Lexikon abgerufen werden vs. die Speicherung von Idiomen als zusammengefaltete Strukturen von Elementen), drittens Hypothesen im Hinblick auf die semantische Motiviertheit bei der Idiomverarbeitung (konzeptuell-metaphorische Hypothese vs. Interferenzhypothese) untersucht.

Im zweiten Kapitel werden zwei aktuelle und komplementäre Aufgaben der kognitivbasierten Phraseologieforschung thematisiert, die Belegung kognitiv-psychologischer Konzeptionen durch linguistische Daten einerseits und die Lösung linguistischer Probleme mit Hilfe kognitiver Herangehensweisen andererseits. Der Autor hält eindeutig die letztere für wichtiger. So hofft er, z.B. bei der Bestimmung der Intension der Idiom-Kategorie durch den Einsatz kognitiver Instrumentarien adäquatere Kriterien der Idiomatizität ermitteln zu können. Die Klasse der Idiome sieht Dobrovols'kij als ein Kontinuum mit offenen Grenzen (im Sinne der Prototypentheorie), deshalb sollte zur Bestimmung der Zugehörigkeit zur Kategorie ein Erklärungsmodell entwickelt werden, das auf graduellen Oppositionen basiert. Bei der Untersuchung der Extension der Idiom-Kategorie hält er die Ermittlung eines Kernbereiches der Idiomatik für äußerst wichtig. Dies begründet er mit den Ergebnissen psycholinguistischer Experimente (unbekannte Idiome werden anders verarbeitet als dem Hörer geläufige Einheiten), andererseits könnte ein derartiges Korpus eine brauchbare Grundlage für lexikographische, didaktische und Übersetzungszwecke liefern.

Im folgenden befaßt sich der Autor mit Typologisierungsmöglichkeiten von Idiomen. Um die Mängel der traditionellen, wortartenorientierten Typologie und die einer rein funktionalen Einteilung aufzuheben, entwirft er eine kommunikativ-funktionale Typologie, die u.a. folgende Kategorien enthält: Idiome mit qualifizierender Funktion (wertende Charakterisierung von Handlungen, Prozessen, Zuständen z. B. in *jdem dreht sich der Magen um*), Einheiten mit identifizierender Funktion (*die Ewige Stadt*), Idiome mit quantifizierender Funktion (*Mann und Maus*), Idiome als modale Operatoren (*um Gottes willen*).

Im darauffolgenden Abschnitt wird die Variabilität von Idiomen (z.B. *jdem etw. in die Hand/in die Hände spielen*) thematisiert. Dabei interessieren den Autor insbesondere die kognitiven Mechanismen, durch die einzelne Variationsarten zugelassen bzw. verhindert werden und die sprachlichen Faktoren, die diese Mechanismen unterstützen. Detailliert geht er dabei — in Form einer Fallstudie — auf die Passivtransformationen ein.

Der Zusammenhang zwischen der formal-semantischen Teilbarkeit der Idiome und der semantischen Autonomie ihrer Konstituenten wird im darauffolgenden Teil des Kapitels untersucht. Die diesbezüglichen Analysen bestätigen, daß teilbare Idiome einem anderen Verarbeitungsmechanismus unterliegen als die nicht-teilbaren und daß sie eine flexiblere Struktur aufweisen.

Der folgende Teil des Kapitels ist der Semantik und der Pragmatik von Idiomen gewidmet. Dabei werden zwei Aspekte hervorgehoben und detaillierter diskutiert: das illokutive Potential der Idiome (Gebundenheit an bestimmte Sprechakttypen) sowie ihre innere Form (Motivationsgrundlage). Für die kognitive Linguistik weisen diejenigen Phraseologismen eine Motiviertheit auf, die „von einem erwachsenen Sprecher intuitiv als prinzipiell interpretierbare Ketten aufgefaßt werden“ (S. 113). Semantische Motiviertheit kann metaphorisch oder symbolisch sein. Die erste ergibt sich aus einem „Mapping des relevanten Wissens vom Bildspendebereich (source domain) zum Zielbereich (target domain)“ (S. 118). Durch die Wortkette wird entweder Frame- oder Skriptwissen (deklaratives bzw. prozedurales Wissen) evoziert (z.B. *jdem auf der Nase herumtanzen*). Bei symbolisch motivierten Idiomen tragen Konstituenten, die eine relative semantische Autonomie besitzen, in einer „sekundären Zeichenfunktion“ zur Gesamtbedeutung bei. Als Beispiele führt hier der Autor kulturell verwurzelte Symbole (wie Kreuz oder Gold, z.B. in *Gold in der Kehle haben*) und Farbbezeichnung mit Symbolfunktion an. Ebenfalls „motivationsfördernd“ sind die sog. Quasisymbole (z.B. Körperteile in Idiomen), bei denen die primäre und sekundäre Funktion jedoch in einer engeren begrifflichen Relation steht (z.B. *den Arsch zukneifen*).

Im dritten Kapitel befaßt sich der Autor mit der Möglichkeit der Ermittlung eines Kernbereiches im Idiombestand des Deutschen. Die Methoden, die sich dazu anbieten (z.B. aktive (A) und passive (P) Befragungen, teilnehmende Beobachtungen, assoziative Experimente, sowie Analysen von Texten) werden vom Autor kritisch unter die Lupe genommen und anhand von eigenen Untersuchungen illustriert. Anschließend beschreibt er seine zur Gewinnung von Kernidiomen entwickelte kombinierte Methode. Im ersten Schritt wurde aufgrund einschlägiger Wörterbücher und Texte ein Sample mit „approximativen Kandidaten“ aus dem Idiom-Kernbereich erstellt. Allerdings beschreibt der Autor hier nicht die genauen Auswahlkriterien der Idiome und die Quellen. Die so gewonnene Liste wurde den Versuchspersonen zur passiven Bewertung vorgelegt, parallel dazu wurden auch aktive Befragungen durchgeführt und die Ergebnisse beider Verfahren miteinander verglichen. Die entstandene neue Liste von Idiomen wurde nochmals einer anderen Gruppe von Versuchspersonen zur P-Bewertung vorgelegt, diesmal wurde unter den Idiomen ein Kernbereich bzw. ein Randbereich ermittelt. Bei Zweifelsfällen wurde auf zusätzliche, sporadische Befragungen zurückgegriffen, deren Methoden und genauer Verlauf aber wiederum nicht beschrieben werden. Das Arbeitskorpus (im Appendix beigefügt) sollte einen Teil einer Idiom-Datenbank bilden, deren Nutzen Dobrovols'kij in der Möglichkeit der Erstellung verschieden strukturierter phraseologischer Wörterbücher mit Deutsch als Ausgangssprache sieht. Die Frage über den Umfang und die strukturierenden Prinzipien der Datenbank läßt der Autor vorerst offen. Allerdings schlägt er eine für jedes Idiom gültige Eingabemaske vor, die Felder, wie Grundkonstituente des Idioms, weitere Konstituenten in der Nenn-

form, Idiom-Nennform — wie in konventionellen phraseologischen Wörterbüchern —, prototypische Gebrauchsweise des Idioms, Frequenz (Kern oder Randzone), und sog. Deskriptoren als Angaben zum assertiven Teil der Idiombedeutung mit knappen metasprachlichen semantischen Informationen (z.B. illokutive Kraft, pragmatische Angaben), ferner ein erweiterbares Belegfeld umfaßt. Durch die Deskriptoren wird in der Datenbank inhaltliches Recherchieren ermöglicht. Wegen der Belege aus vorwiegend gesprochener Sprache ist sie auch für didaktische und lernerlexikographische Zwecke gut verwertbar.

Im vierten Kapitel werden Fallstudien zur Motiviertheit von Idiomen vorgestellt. In der ersten Fallstudie wird anhand von ANGST-Idiomen die bildlich-metaphorische Motiviertheit behandelt. Dobrovols'kij unternimmt den Versuch, metaphorisch motivierte Idiome, die zu einem semantischen Bereich gehören, als ein Netzwerk darzustellen, dem bestimmte imaginär-konzeptuelle Strukturen zugrunde liegen. Bei seiner Analyse werden Idiome mit Hilfe von Metaphernmodellen, ausgehend von target-domains (semantisches Feld), in die Richtung der source — domains (konzeptuelle Bereiche) untersucht. Im Falle der ANGST-Idiome lassen sich vier rekurrente source-domains unterscheiden: 1) Angst als Kälte (*jdem klappern die Zähne*), 2) „unangenehme Empfindungen im analen Bereich, insbesondere Defäkation“ (*Aftersausen haben*), 3) körperliche Schwäche (*jdem werden die Knien weich*), 4) feindliches Wesen (*jdem sitzt die Angst im Nacken*). Während die domains 1-3 symptomatisch seien, gehe es nach Dobrovols'kij bei 4) um eine reine Konzeptualisierung der Angst durch den Sprecher. Der Autor meint, daß die Untersuchung der source domains der Angst auch zum besseren Verständnis des Konzeptes ANGST im naiven Weltmodell des Sprechers/Hörers beiträgt.

Im folgenden geht der Autor der Frage nach, ob und auf welche Weise die Spezifik der source-domains die semantische Beschaffenheit der zu ihnen gehörenden Idiome beeinflusst. Durch die Analyse eines russischen Korpus von ANGST-Idiomen gelingt es ihm, Korrelationen zwischen der Beschaffenheit der source-domains und den semantischen Unterschieden zwischen Idiomen zu ermitteln (so sind z.B. Kälte-Idiome im Gegensatz zu Defäkations-Idiomen mit einem akzeptablen Angstzustand in Verbindung zu setzen, der durch externe Faktoren hervorgerufen wurde). Auf diese Weise konnte auch aufgezeigt werden, daß die einzelnen semantischen Merkmale miteinander vernetzt sind. Andererseits liefert diese Analyse gleichzeitig empirische Evidenzen dafür, daß kognitive Metapherntheorien mit Methoden der strukturellen Semantik (Feldforschung und semantische Dekomposition) vereinbar sind.

Den Gegenstand der nächsten Fallstudie bildet die symbolbasierte Motiviertheit von Idiomen. Anhand der Analyse eines Korpus von Zahl-Phraseologismen versucht der Autor, Zusammenhänge zwischen der „kulturellen“ Zahlensymbolik (vor allem die des christlichen Kulturkreises und der volkstümlichen Erzähltradition) und den symbolischen Funktionen der Zahlen in deutschen Idiomen aufzudecken.

Eine dritte Fallstudie behandelt die quasisymbolischen Funktionen (QSF) des Konzeptes ARSCH. Die Analyse soll einerseits zur Aufdeckung des assoziativen Umfeldes und zur Darstellung der Bedeutung der jeweiligen Idiome beitragen, andererseits erhofft sich der Autor davon, der Struktur des Konzeptes selbst näherzukommen. Ausgegangen wird von der Annahme, daß ARSCH in der deutschen Idiomatik nicht nur zur Benennung des Körperteiles dient, sondern in vielen Fällen auch einen „quasisymbolischen Verweis auf etwas Schlechtes, Schmutziges, Häßliches u.ä.“ (S. 218.) darstellt. Stützend auf die Ergebnisse der Analyse wird der Versuch einer Modellierung des Konzeptes ARSCH unternommen.

Im nächsten Teil des Kapitels werden anhand eines psycholinguistischen Experimentes — bei dem die Teilnehmer das Sprichwort „Morgenstunde hat Gold im

Munde“ definieren sollten — naive semantische Interpretationen von Sprechern untersucht, die Informationen über die semantische Repräsentation von Phraseologismen im mentalen Lexikon des Sprechers liefern können. Die Ergebnisse bestätigen die Annahme, daß Idiome im mentalen Lexikon als zusammengefaltete konzeptuelle Strukturen gespeichert sind, die unterschiedliche Entfaltungsmöglichkeiten erlauben. Dies geschieht in den meisten Fällen auf situativ-prozeduralem Wege, d.h. das Idiom evoziert ein bestimmtes Szenario, dessen einzelne Elemente in den Vordergrund rücken oder zurückgedrängt werden können. Die Bedeutung von Idiomen wird demnach nicht als etwas Vorgefertigtes aus dem mentalen Lexikon abgerufen, sondern jedesmal neu produziert.

Als Fazit läßt sich festhalten, daß die — von den Vertretern der „traditionellen“ Phraseologieforschung leider oft noch ignorierten — kognitiven Herangehensweisen in mehreren Problemkreisen der Phraseologie (z.B. Idiom-Variation, Motiviertheit) neue Ergebnisse liefern und zur adäquateren Lösung der Fragen beitragen können. Allerdings sind sie nicht als ein „Allheilmittel“ zu betrachten. In manchen Fällen — wie z.B. bei der lexikographischen Darstellung von Idiomen — sollte auf Kategorien der strukturellen Semantik zurückgegriffen werden. Die Bedeutung des Werkes liegt m.E. darin, daß der Autor — trotz gegensätzlicher Behauptungen — aufzeigen konnte, daß traditionelle und kognitive Methoden durchaus miteinander kompatibel sind.

Mónika Kiss
(Budapest)

FÖLDES, CSABA: *Linguistisches Wörterbuch. Deutsch-Ungarisch. Szeged: Generalia 1997 (= Fasciculi Linguistici, Series Lexicographica 1). 244 S.*

Das *Linguistische Wörterbuch Deutsch-Ungarisch* von Csaba Földes stellt eine überarbeitete und unter Berücksichtigung der neuesten Forschungsliteratur ergänzte Neuauflage des dem Leser bestimmt schon wohlbekanntes und zum unentbehrlichen Nachschlagewerk gewordenen *Deutsch-ungarischen Wörterbuchs sprachwissenschaftlicher Fachausdrücke* (Szeged 1991) dar.

Der Verfasser kennt aus seiner eigenen Praxis die Schwierigkeiten der Fachterminologie für ungarische Germanistikstudenten. Deshalb stellte er schon 1991 sein zweisprachiges terminologisches Wörterbuch zusammen, das von Studenten und Dozenten sofort begeistert aufgenommen wurde. Neuauflagen des Wörterbuchs erfolgten 1992 und 1993. Jetzt erschien die überarbeitete Fassung als erster Band der neuen lexikographischen Serie der Szegeder *Fasciculi Linguistici*, der laufenden linguistischen Publikationsreihe der Pädagogischen Hochschule.

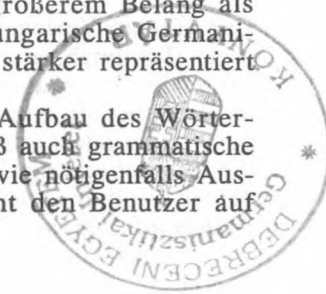
Das Wörterbuch wurde als rezeptives Nachschlagewerk gedacht. Es enthält grammatische und linguistische Termini in alphabetischer Reihenfolge. Angegeben werden die ungarischen Äquivalente sowie, falls notwendig, eine kurze, leicht verständliche Erklärung in ungarischer Sprache. Der Verfasser wollte dabei die Vielfalt der germanistischen Linguistik darstellen, sein Werk ist nicht einer linguistischen Schule oder Forschungsrichtung verpflichtet. Es zielt darauf, „den Benutzern aus dem Gesamtspektrum der sprachwissenschaftlichen Forschungen insbesondere die Bereiche vorzulegen, mit denen sie beim Germanistikstudium und bei der Konsultation der Fachliteratur erwartungsgemäß am ehesten konfrontiert werden“ (S. 5).

Deshalb wird auch die Terminologie der traditionellen Grammatik berücksichtigt. Neben *Substantiv, Verb, Nominativ* finden wir auch die Lemmata *Dingwort, Zeitwort, Nennfall, Werfall*. Ebenso stark sind Fachausdrücke der traditionellen Stilistik und Rhetorik vertreten (z.B. *Vulgarismus, Euphemismus, Argotismus, Chiasmus, Pleonasmus, Zeugma*). Aus der strukturalistischen Linguistik werden die grundsätzlichen Termini der wichtigsten linguistischen Schulen übernommen. Grundlegende Termini der Phonetik/Phonologie (z.B. *velar, interdental, Opposition*), der Sozio- und Psycholinguistik (z.B. *Ammensprache, Pidginsprache, kategoriale Perzeption*) sowie der Historiolinguistik (z.B. *zweite Lautverschiebung, Synkope, Satemsprache, Rückumlaut*) ergänzen das Wörterbuch.

Besonderen Wert legt der Verfasser darauf, daß sein Wörterbuch auf keine linguistische Schule oder Theorie ausgerichtet ist, obwohl er selbst die Probleme dieses Verfahrens sieht: „Die Korpusgewinnung und die Erläuterung der Termini erschien nicht zuletzt deswegen als schwierig, weil sich die meisten Fachausdrücke nur eingebettet in ein Gefüge theoretischer Anschauungen, linguistischer Beschreibungsmodelle entfalten, und atomisiert, losgelöst von der den Hintergrund bildenden linguistischen Schule oder Theoriekonzeption nur schwer zu bearbeiten und zu interpretieren sind“ (S. 5). Dieses Problem versucht der Verfasser zu lösen, indem er aus den unter auslandsgermanistischem Aspekt besonders relevanten linguistischen Schulen ihre grundlegenden und in der Linguistik zu Allgemeingut gewordenen Termini aufnimmt und auf die weitere Darstellung dieser Schulen verzichtet. Aus der Dependenzgrammatik sind z.B. die Termini *Dependenz, Konnexion, Knoten, Aktant, Ergänzung, Angabe* aufgenommen, *Regens, Dependens, Nexus, Junktion, Translation* werden nicht berücksichtigt. Dieses Prinzip führt der Verfasser aber m.E. nicht ganz konsequent durch. Die Terminologie der Generativen Grammatik (sowohl die der älteren als auch die der neueren Versionen) ist wesentlich stärker vertreten als die der anderen linguistischen Schulen. So findet man im Wörterbuch auch die Lemmata *Phrase-Marker, Kategorialkomponente, Kategorialsymbol, Argument*. In ihren Erklärungen wird oft auch auf den jeweiligen theoretischen Hintergrund verwiesen: Bei *Tiefenstruktur* war z.B. ein Hinweis auf die Standardtheorie der GG, bei *Argument* auf die Fillmore'sche Kasusgrammatik unumgänglich. Im Gegensatz dazu finden wir aber bei dem Lemma *Angabe* auf ungarischer Seite lediglich „*fakultatív bővítmény*“, was diesen grundlegenden Terminus der Valenz-/Dependenzgrammatik m.E. nicht ausreichend erklärt. Auch beim Lemma *Aktant* bleibt der Verweis auf die Dependenzgrammatik aus. Weiterhin wäre m.E. bei Termini, die sich auf ähnliche sprachliche Phänomene beziehen, aber aus anderen linguistischen Schulen stammen und in andere Theorien eingebettet sind (wie z.B. bei *Aktant* und *Argument*), ein Verweis zugunsten der Benutzerfreundlichkeit nötig, er bleibt aber oft weg.

Überhaupt wäre zu bedenken, ob man auf die deklarierte Theorienneutralität in einigen Fällen nicht verzichten könnte. Einige linguistische Theorien und Beschreibungsmodelle (Valenz-/Dependenzgrammatik, die Theorie der funktionalen Satzperspektive der Prager Schule etc.) sind nämlich für das auslandsgermanistische Studium und für zukünftige Deutschlehrer von wesentlich größerem Belang als andere. In einem Nachschlagewerk, das in erster Linie für ungarische Germanistikstudenten zusammengestellt wird, könnten diese Theorien stärker repräsentiert werden, ohne daß damit eine Wertung verbunden wäre.

Besonders zu begrüßen ist der handhabbare didaktische Aufbau des Wörterbuchs. Für ausländische Studenten ist von großem Vorteil, daß auch grammatische Informationen zum Lemma (Artikel, Pluralform, Betonung sowie nötigenfalls Aussprache) angegeben werden. Ein gutes Verweissystem macht den Benutzer auf



synonyme Termini aufmerksam. Es sind an einigen Stellen auch anschauliche Abbildungen zu finden.

Das Linguistische Wörterbuch stellt insofern eine Pionierarbeit dar, als der Verfasser die Terminologie der germanistischen Linguistik mit ungarischen Fachtermini zu vergleichen versucht. Bei den meisten Termini wurde eine passende ungarische Übersetzung gefunden. Wo dies nicht möglich war, wurde die Übersetzung durch eine kurze Erklärung ersetzt. In einigen Fällen wäre aber die Übersetzung bzw. die Erklärung noch zu präzisieren. Manchmal werden Spiegelübersetzungen angegeben, die für den linguistisch nicht geschulten Leser wenig informativ sind (z.B. *die aktuelle Gliederung des Satzes* = *a mondat aktuális tagolása*). Einige Erklärungen grenzen das mit dem Terminus bezeichnete Phänomen nicht eindeutig ab. Die Abtönungspartikeln werden z.B. als Subklasse der Adverbien betrachtet, was in der Forschung häufig diskutiert wird. Auf die Synonymie der Termini *Abtönungspartikel* und *Modalpartikel* wird nicht verwiesen, der Unterschied zwischen *Modalpartikel* und *Modalwort* stellt sich nicht eindeutig heraus. Beide werden nämlich mit dem ungarischen Terminus *módosító határozószó* (= 'modifizierendes Adverb') gleichgesetzt. In den Fällen, in denen es wegen der recht unterschiedlichen grammatischen Traditionen besonders schwierig ist, passende ungarische Äquivalente für deutsche grammatische/linguistische Termini zu finden, könnte man eventuell mit mehr Beispielen arbeiten, die dem linguistisch zwar nicht geschulten, aber über gute Deutschkenntnisse verfügenden Leser (also z.B. einem ungarischen Germanistikstudenten) den deutschen Terminus verständlich machen.

Das Linguistische Wörterbuch kann im Studium der Germanistik große Hilfe leisten. Auch für Dozenten ist es zu empfehlen, die zu ihren Lehrveranstaltungen eine einfache, solide Terminologie zusammenstellen möchten. Erfolgreich können auch linguistisch interessierte Studenten anderer Fachrichtungen mit dem Wörterbuch arbeiten, wenn sie mit Termini der deutschen Grammatik konfrontiert werden. Leider ist die sehr interessante und theoretisch fundierte Einführung in die Probleme der Fachlexikographie, die in den älteren Ausgaben dem alphabetischen Wörterverzeichnis vorangestellt wurde, bei dieser Neuausgabe ausgeblieben.

Insgesamt haben wir ein grundlegendes, nützliches, leicht benutzbares Nachschlagewerk in einer überarbeiteten und verbesserten Neuauflage in der Hand. Germanistikstudenten und Dozenten, aber auch Studenten und Dozenten der Nachbarwissenschaften, empfiehlt es sich, das Linguistische Wörterbuch auf dem Bücherregal, neben anderen linguistischen Nachschlagewerken, zu haben.

Attila Péteri
(Budapest)

HESSKY, REGINA; KNIPF, ERZSÉBET (Hg.): *Ein Textbuch zur Lexikologie I-II*. Budapest: Holnap Kiadó 1998. 341+290 S.

Der Holnap-Verlag präsentiert in seiner akademischen Lehrbuchreihe ein zweibändiges Textbuch zur lexikologisch-semantischen Literatur, eine Sammlung von bedeutenden klassischen und aktuellen Artikeln bzw. Textausschnitten. Damit ist der an den ungarischen Universitäten herrschende Mangel an Literatur zur Lexikologie — zumindest ansatzweise — behoben: Auf der einen Seite wird stets betont, daß die Lexikologie *die* Disziplin des Jahrzehnts sei, auf der anderen Seite mußte bisher in den Bibliotheken und Buchhandlungen selbst grundlegende Literatur zu den Raritäten gezählt werden.

Doch warum gewinnt die Lexikologie in der Germanistik immer mehr an Bedeutung? Warum kann man damit rechnen, daß der neue Reader zu einem „Bestseller“ unter den Studenten wird? Einerseits ist der Erfolg der Lexikologie damit zu erklären, daß die Betrachtung und die Erforschung des Wortschatzes über die streng formale Untersuchung der Sprache hinausgeht und bei vielen Studenten Interesse findet, weil im Mittelpunkt der Lehrveranstaltungen der alltäglich gebrauchte Wortschatz und die Beziehungen im Wortschatz stehen, mit denen die Studierenden selbst persönliche Erfahrungen haben. Die Studenten wählen gerne lexikologische Themenbereiche für ihre Diplomarbeiten, wofür sie ebenfalls ausreichende Literatur benötigen. Andererseits darf man nicht vergessen, daß selbst in der generativen Grammatik, — aus der die Bedeutung für so lange Zeit „verbannt“ war —, das Augenmerk immer intensiver auf eine neue Auffassung von Semantik (und semantischer Information) geleitet wird. Diese Entwicklung hat ebenfalls ihre Auswirkung auf die gesamte Linguistik. Ein Problem nicht nur für die ungarischen Germanisten ist, daß die Beschaffung der neuesten Literatur zu kostspielig und dadurch die Rezeption auch der wichtigen Werke beinahe unmöglich ist. In dieser Situation können gerade Sammelbände wie die zwei vorliegenden eine gewisse Hilfe darstellen.

Das neue Textbuch zur Lexikologie ist in zwei Bänden erschienen, von denen sich Band I der Behandlung allgemeiner lexikologischer Bereiche widmet. Dem kurzen Vorwort der Herausgeber folgen im ersten Band vier Kapitel. Kapitel I bietet Originaltexte zur Abgrenzung des Gegenstandes der Lexikologie und zu den Teil- und Nachbardisziplinen. Kapitel II umfaßt die Beschreibungsgegenstände der Lexikologie mit Unterkapiteln zum Begriff „Wort“, zum Begriff „Lexem“, zu den Mehr-Wort-Einheiten und zum Lexikon und seiner Struktur(iertheit). Kapitel III beschäftigt sich mit Gruppierungen und Beziehungen im Wortschatz. Hier werden in den Unterkapiteln allgemein die Gliederung des Wortschatzes, die Wortfamilien und Wortfelder, die horizontalen und vertikalen Beziehungen und die lexisch-semantischen Beziehungen behandelt. Kapitel IV gibt einen Überblick zur Varietätenproblematik im Deutschen. Die Unterkapitel gehen erst allgemein auf das Phänomen Varietät, dann auf die soziale und schließlich auf die arealen Varietäten ein.

Nach der traditionellen Gliederung der Disziplin Lexikologie ergibt sich logisch, daß, wenn ein Halbband den allgemein lexikologischen Teil der Wortschatzbetrachtung repräsentiert, der zweite Band sich auf die lexikalische Semantik konzentrieren muß. Dies ist tatsächlich der Fall, denn Band II versucht in den Kapiteln V-VIII, wichtige Fragen der Bedeutung durch allgemein linguistische und germanistisch orientierte Texte und Textstellen zu behandeln. Kapitel V trägt die Überschrift „Die Frage der Bedeutung“, Kapitel VI gibt eine Synthese der Wortbedeutung unter diversen Aspekten. Kapitel VII zeigt einige Anwendungsbereiche des Wortschatzes, und abschließend gewährt Kapitel VIII einen Einblick in den Wandel des Wortschatzes.

Ziel der Herausgeber war, dem Leser eine gut einsetzbare Sammlung in die Hand zu geben, die ihn gegebenenfalls zur weiteren und tieferen Lektüre anleitet. Vollständigkeit ist im Fall dieses Readers weder realistisch noch nötig, nicht nötig u. a. auch deswegen, weil die weiterführende Literatur zu den einzelnen Texten angegeben wurde, so daß das Textbuch ebenfalls als Hilfe bei der Suche nach Literatur zu einem bestimmten speziellen Thema dienen mag.

Wer sind die Autoren des Readers? Unter den Namen finden sich auf der einen Seite große Namen aus der Germanistik, wie Walter Porzig, Wolfgang Fleischer, Ulrich Engel, Peter von Polenz, Manfred Bierwisch, Dieter Wunderlich oder Ulrich Ammon, auf der anderen Seite stoßen wir auf solche Persönlichkeiten der internationalen Linguistik wie John Lyons oder Hilary Putnam. Die Aktualität der ange-

botenen Artikel bzw. Textausschnitte entspricht den Erwartungen der 90er Jahre, wobei natürlich zu beachten ist, daß manche Klassiker als grundlegende Werke nicht beiseite gelassen wurden, wie z.B. ein Ausschnitt aus Wilhelm Schmidts *Deutsche Sprachkunde* (1968), aus Walter Porzigs *Das Wunder der Sprache* (1971), aus Herbert Brekles *Semantik* (1972) oder Hilary Putnams Artikel *Die Bedeutung der „Bedeutung“* (1979). Andererseits ist es bemerkenswert, daß die Herausgeber bei der Zusammenstellung Wert darauf legten, auch neuere Literaturen den Lesern bekannt zu machen. Davon zeugt die Heranziehung solcher Novitäten wie Peter Rolf Lutzeiers *Lexikologie* (1995) in mehreren Kapiteln, Armin Burkhardts Artikel *Zwischen Poesie und Ökonomie. Die Metonymie als semantisches Prinzip* (1996) oder Ruth Reihers *Deutsch-deutscher Sprachwandel* (1995), um nur einige Beispiele zu erwähnen.

In den zwei Bänden befinden sich insgesamt 57 (!) Beiträge und gekürzte Texte. Doch das ist nicht alles, da mehrere Kapitel Definitionen aus gängigen sprachwissenschaftlichen Wörterbüchern liefern, z.B. zu Einträgen wie ‚Lexikologie‘, ‚Wort‘, ‚Lexem‘, ‚Phraseologie/Idiom(atik)‘, ‚Wortschatz/Lexik‘, ‚Bedeutung‘ und ‚Wörterbuch‘.

Es stellt sich die Frage, warum die Disziplin gerade in diese Kapitel, warum eben nach den vorliegenden thematischen Bereichen aufgeteilt wurde. Die Gliederung in allgemeine Lexikologie (Band I) und Semantik (Band II) ergibt sich aus der Disziplin Lexikologie selbst, und die Gliederung in Kapitel entspricht in den meisten Fällen ebenfalls der aktuellen Untergliederung der Lexikologie in Teildisziplinen und Gebiete, wie beispielsweise in Kapitel III. 2 — „Wortfamilien und Wortfelder“ oder im ganzen Kapitel IV — „Zur Varietätenproblematik“.

Besonders erfreulich ist, daß ein Kapitel der angewandten, — in diesem Fall der lexikographischen — Forschung gewidmet wurde (Kapitel VII). Schwer zu interpretieren ist jedoch die Überschrift dieses Kapitels „Anwendungsbereiche des Wortschatzes“, womit in der Tat die Anwendungsbereiche der *Lexikologie* als Metadisziplinen gemeint sein dürften. Interessant ist Kapitel VI, „Wortbedeutung unter diversen Aspekten“, das gleich mit seinem Titel verrät, daß in diesem Bereich verschiedene theoretische Positionen kennenzulernen sind, und es werden tatsächlich aktuelle Forschungsbereiche, wie die Vagheit der Bedeutung oder wie die in der kognitiven Tradition oft untersuchte Metapher und Metaphorik (vgl. Harald Weinrich: *Allgemeine Semantik der Metapher* (1976) oder Franz Hundsnurscher: *Das Metaphernproblem aus sprachwissenschaftlicher Sicht* (1993) zur Debatte gestellt. Fraglich ist jedoch, warum die gekürzte Version des Beitrags von Dieter Wunderlich *Bedeutung und Gebrauch* (1991) in diesem Kapitel, also unter „Wortbedeutung“ zu finden ist, obwohl sich dieser Artikel eindeutig mit Satzbedeutung und Propositionsbedeutung in verschiedenen semantischen Modellen beschäftigt.

Wenn man so viele Informationen zu einem Wissenschaftszweig in einer so umfangreichen Lektüre vor sich hat, stellt sich automatisch die Frage: was konnte in diesen Reader nicht aufgenommen werden? Anders: gibt es etwas, was fehlt? Da Vollständigkeit nicht ins Auge gefaßt werden konnte, mußte *eine* Auswahl getroffen werden. Diese *eine* Auswahl ist wirklich nur eine mögliche Auswahl von Texten. Den einzelnen Themenbereichen hätten sehr wohl auch andere Werke zugeordnet werden können.

Die Selektion hat den Schwerpunkt im Fall dieses Readers in erster Linie auf die germanistische Literatur, auf deutschsprachige Autoren gelegt. Daher der Eindruck, daß fundamentale Texte (vielleicht auch nur ganz kurze Ausschnitte) von bekannten Linguisten und Philosophen fehlen, die vor allem die Entwicklung der Bedeutungskonzeptionen ausschlaggebend geprägt hatten, zumal auch diese Werke an vielen Universitäten und Hochschulen nicht leicht zugänglich sind. Dies sind u.a.

Ferdinand de Saussure, Leonard Bloomfield, Karl Bühler oder Ludwig Wittgenstein. Wenn das Textbuch tatsächlich auf einen einführenden Überblick abzielt, dürften die wichtigsten internationalen Ergebnisse der Semantik nicht fehlen. Nach einer anderen Konzeption hätte man eine rein germanistisch orientierte Sammlung zusammenstellen können. In diesem Fall hätte man jedoch auch auf Jean Fourquet, Hilary Putnam und John Lyons verzichten müssen.

Es ist eine echte Freude, die beiden Bände des Textbuches zur Lexikologie in die Hand zu nehmen, so schön ist die äußere Gestaltung des Readers. Das geschmackvolle Design des Umschlags macht das qualitativ hervorragend gedruckte und gebundene Buch zu einem Prachtstück auf dem ungarischen akademischen Lehrbuchmarkt. Von einigen kleinen Druckfehlern abgesehen ist die Edition und die Bearbeitung der Texte ebenfalls vortrefflich. Außerdem ist noch hervorzuheben, daß die weiterführende Literatur zu jedem (selbständigen) Beitrag einzeln angegeben ist, und die detaillierten Angaben der Artikel selbst am Ende jedes Bandes nach Kapiteln gegliedert exakt aufgelistet sind.

Das neue Lexikologie-Textbuch ist ein Meilenstein für den Unterricht und für das Studium des Wortschatzes. Es ist einerseits eine wertvolle Hilfe für die Vorbereitung von Seminarstunden (für Lehrer und Student) und schriftlichen Arbeiten, andererseits ein Beweis dafür, daß sich die universitäre Lehre in Lexikologie und Semantik einen hohen Standard gesetzt hat. Das Textbuch sollte in jeder Universitätsbibliothek seinen Platz haben und wird ganz sicher in kurzer Zeit in den Taschen, Regalen und Händen von zahlreichen Lehrern und Studenten zu finden sein. Es kann jedem sprachwissenschaftlich interessierten Leser empfohlen werden.

Márton Méhes
(Budapest)

IVÁNYI, ZSUZSANNA: *Wortsuchprozesse. Eine gesprächsanalytische Untersuchung und ihre wissenschaftsmethodologischen Konsequenzen.* Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang 1998 (= *Metalinguistica. Debrecener Arbeiten zur Linguistik* 6). 300 S.

Iványis Buch ist innerhalb der ungarischen Germanistik ein Novum: Es ist die erste Ganzschrift einer ungarischen Germanistin, die konsequent mit den Mitteln der Gesprächsanalyse arbeitet, d.h. eine dezidiert empirische Beschreibung gesprochensprachlicher Phänomene unternimmt. Die Materialbasis der Untersuchung bilden aufgenommene und gesprächsanalytisch transkribierte Ausschnitte von Alltagsgesprächen, die von deutschen, ungarischen und russischen Muttersprachlern auf deutsch und/oder ungarisch geführt wurden.

Die Arbeit beginnt nach der Einleitung (S. 13-18) mit einem theoretischen Kapitel (Kap. 2, S. 19-38) zu den historischen und methodologischen Grundlagen der Gesprächsanalyse bzw. der eher traditionellen „conversation analysis“ US-amerikanischer Prägung. Dieser aus der Soziologie, genauer: der Ethnomethodologie stammende Ansatz wurde maßgeblich für die Analyse gesprochener Sprache entwickelt; sein paradigmatischer Gegenstand sind spontane, nicht vorgeplante Alltagsgespräche, Konversationen, die grundsätzlich empirisch, anhand von Transkriptionen untersucht werden. Die Grundannahme der Gesprächsanalyse ist, daß — anders, als es etwa die Grenzziehungen der nach-saussureschen Systemlinguistik suggerieren — Gespräche in makro- wie mikrostrukturellen Hinsichten grundsätzlich geordnet sind. Ohne diese Geordnetheit — die das zentrale Beschreibungsziel der

Gesprächsanalyse ausmacht — wäre Verständigung nicht möglich: Nur Ordnung, nur Phänomene, die einer Systematik entsprechen, können von den Interaktanten gleichermaßen interpretiert werden. Der Gesprächsanalyse gelten aufgrund dieser Ordnungsprämisse sämtliche Aspekte von Gesprächen als systematisch erzeugt — und somit als analysierbar.

Das gilt gerade auch für Phänomene, die mit traditionellen systemlinguistischen Methoden nicht zu fassen sind. Die Gesprächsanalyse erweitert den Objektbereich sprachwissenschaftlicher Untersuchungen gegenüber der Systemlinguistik um Gegenstände, die diese systematisch ausschließt. Iványis Untersuchungsgegenstände, Wortsuchprozesse, sind dafür ein Beispiel. Wortsuchprozesse sind Formulierungsschwierigkeiten, die speziell lexikalische Einheiten betreffen. Sie sind für gesprochene Sprache generell charakteristisch, sind „organische Teile von Kommunikation“ (S. 77), kommen in so gut wie jedem Alltagsgespräch vor. Der Systemlinguistik gelten diese Phänomene und ihre Manifestationen schlicht als abweichend, als Fehler, die nicht dem Regelsystem der Sprache zuzuordnen sind. Demgegenüber zeigt die Verfasserin in Kap. 3.1 (S. 47-71), daß Wortsuchprozesse sich schon bei einer bloß formalen, oberflächenorientierten Betrachtungsweise als hochgradig strukturiert erweisen: Ihre Realisationen sind durch wiederkehrende Oberflächenformen — in Iványis Formulierung: eine „Syntax“ — gekennzeichnet, die sich in den untersuchten Einzelsprachen und bei Mutter- und FremdsprachensprecherInnen ähneln. Die beteiligten Sprachmittel sind Iványis Beschreibungen zufolge Abbrüche, spezifische Tempowechsel, Reparaturen, Pausen, weitere Verzögerungsphänomene (wie *äh*), charakteristische Intonationsverläufe sowie tentative und fremdsprachige Realisierungen des gesuchten Wortes. Wortsuchprozesse sind also in formaler Hinsicht systematisch und entsprechend kommunikativ funktional: SprecherInnen teilen sich mit, daß sie sich in Wortsuchprozessen befinden und u.a., ob sie etwa Fremdhilfe beim Suchprozeß wünschen.

Während in Kap. 3.1 gesprächsanalytische Verfahren methodentreu, also unkritisch appliziert werden, unternimmt die Verfasserin in Kap. 3.2 (S. 71-97) eine kritische Bestimmung von deren Grenzen, die schließlich in einen Vorschlag zur Erweiterung des gesprächsanalytischen Ansatzes mündet. Die Gesprächsanalyse beschränkt sich auf eine bloß formbezogene, oberflächenorientierte Beschreibung; sie fokussiert sprachliche Phänomene lediglich als Realisate, als Zeichen. Damit werden sowohl die Zwecke, um derentwillen kommuniziert wird, wie auch die kognitiven Prozesse, die allem sprachlichen Handeln zugrunde liegen, ignoriert. Gerade Wortsuchprozesse — wie Formulierungsschwierigkeiten allgemein — sind aber eindeutig Spuren kognitiver Operationen, genauer: kognitiver Barrieren bezüglich der Auswahl lexikalischer Mittel. Wie die Verfasserin gegen die methodischen Begrenzungen der Gesprächsanalyse bzw. durch deren Überschreitung anhand ihres Materials zeigt, werden diese kognitiven Barrieren auf je spezifische Weise versprachlicht: Die Produkte des sprachlichen Handelns, die Realisate, sind von den kognitiven Prozessen, die ihnen zugrunde liegen, geformt. So ist es z.B. möglich, zu unterscheiden, ob der Grund für eine bestimmte Wortsuche eine Lücke im mentalen Lexikon ist oder ob lediglich der Zugang zu einer an sich bekannten Einheit erschwert ist (S. 94); ebenso, ob Formulierungsprobleme von Störungen durch den Gesprächspartner verursacht wurden oder ob etwa die Planung und Durchführung paralleler nichtsprachlicher Handlungen die Ausführung der aktuellen sprachlichen Handlung stört (S. 95). Das Ignorieren der kognitiven Ursachen von sprachlichen Phänomenen seitens der Gesprächsanalyse, das verdeutlicht die Verfasserin durch diese Ergebnisse, ist also unmotiviert. Die Gesprächsanalyse kann mithin die außerordentliche Detailliertheit kommunikativer Vorgänge nicht vollständig erfassen.

Kap. 3.3 (S. 97-136) baut auf dieser — berechtigten — Kritik auf und versucht, die Gesprächsanalyse entsprechend, d.h. um eine kognitive Dimension zu ergänzen. Iványis Vorschlag ist, dazu Psycho- und kognitive Linguistik heranzuziehen. Der Gegenstand, an dem sie deren Brauchbarkeit als Ergänzung zur Gesprächsanalyse zu belegen sucht, sind „Tip-of-the-tongue“-Phänomene, bei denen das gesuchte Wort „auf der Zunge liegt“, d.h. „... Versprachlichungsprobleme, bei denen der Sprecher sich dessen sicher ist oder wenigstens unterstellt, das Wort zu kennen“ (S. 99). Dabei werden die Ergebnisse transkriptbasierter Einzeluntersuchungen zu „Tip-of-the-tongue“-Phänomenen, die sowohl von mutter- wie fremdsprachigen SprecherInnen produziert wurden, den Ergebnissen einschlägiger Untersuchungen der Psycho- und kognitiven Linguistik vergleichend gegenübergestellt: Ähnlich wie in Kap. 3.2 rekonstruiert die Verfasserin auch hier die je spezifische kognitive bzw. wissensmäßige Basis der untersuchten Phänomene: So bringen die Formen von „tip-of-the-tongue“-Phänomenen etwa die je aktuelle „Bekanntheitsqualität“ (S. 116), die dem gesuchten Konzept für den Sprecher bzw. die Sprecherin eignet, zum Ausdruck — wodurch den InteraktionspartnerInnen wesentliche Hinweise für mögliche Fremdhilfen gegeben werden. Sprachliche Mittel dazu sind tentative Versprachlichungen, Explikationen, Beschreibungen einzelner Merkmale des gesuchten Konzepts, Nennungen von Synonymen, Antonymen, Hyponymen, Kohyponymen, Hyperonymen, Verwendungskontexten oder — bei FremdsprachensprecherInnen — muttersprachlichen Äquivalenten. Diese Untersuchungsergebnisse, so stellt die Verfasserin jeweils fest, werden durch Psycho- und kognitive Linguistik allgemein bestätigt. Auch an der Analyse der „Tip-of-the-tongue“-Phänomene wird also belegt, daß über die gesprächsanalytischen Vorgaben hinaus die kognitiven Prozesse beim sprachlichen Handeln in Transkriptanalysen beschrieben werden können.

Psycho- und kognitive Linguistik bleiben bei diesen Analysen unintegriert; die Verfasserin resümiert bei ihren Vergleichen jeweils nach Abschluß ihrer Analyse kurz einschlägige Forschungsergebnisse, die mithin der Analyse äußerlich, additive Hinzufügungen bleiben. Ich würde diese mangelnde Integration indes nicht für ein Defizit halten: Schließlich belegt die Verfasserin gerade dadurch die eigenständige Leistungsfähigkeit von Transkriptanalysen. Diese Konsequenz und damit die Konsequenzen aus ihren eigenen erfolgreichen, über die Grenzen der traditionellen Gesprächsanalyse hinausreichenden Analysen zieht die Verfasserin allerdings nicht: Die in Kap. 3.2 identifizierten Defizite der Gesprächsanalyse erfordern nicht bloß ein der Analyse nachgeordnetes Danebenstellen von Forschungsergebnissen anderer linguistischer Teildisziplinen. Vielmehr ist die Gesprächsanalyse selbst theoretisch und empirisch weiterzuentwickeln - etwa in Richtung auf die funktionale Pragmatik (vgl. die Arbeiten Ehlichs und Rehbeins sowie auch die Kapitel B1, B2, C in der IdS-Grammatik (1997)), die den Zusammenhang des sprachlichen Handelns mit den ihm zugehörigen kognitiven Prozessen systematisch in den Mittelpunkt ihrer Transkriptanalysen stellt.

LeserInnen und an Hochschulen Lehrenden bietet das Buch dreierlei: Kap. 2 und 3.1 können als gut aufgebaute, verständliche theoretische und praktische Einführung in die traditionelle Gesprächs- bzw. Konversationsanalyse gelesen werden. Vor allem sind die empirischen Anwendungen gesprächsanalytischer Verfahren transparent, nachvollziehbar aufgebaut und angenehm klar kommentiert, so daß sie m.E. auch für nicht einschlägig vorgebildete ungarische GermanistikstudentInnen verständlich sind. Dazu wird sich in diesen Abschnitten konsequent an die Grenzen der traditionellen Gesprächsanalyse gehalten, so daß sie sehr gut als exemplarische gesprächsanalytische Analysen in universitären Seminaren behandelt werden können.

Auch in Kap. 3.2 und 3.3 ist der Umgang mit der Empirie instruktiv. Iványi entwickelt ihre theoretischen Überlegungen zur Erweiterung der Gesprächsanalyse vor allem am Material, und zwar Schritt für Schritt. Sie gibt damit einen — wiederum in universitären Seminaren als exemplarisch lesbaren — praktischen, gut nachvollziehbaren Einblick in das Verhältnis von Theorie und Empirie in der linguistischen Pragmatik: Empirie ist nicht bloß dazu da, in einfacher Anwendung, quasi Vollstreckung von theoretischen Vorschriften nachgeordnete Belege für theoretisch gewonnene Erkenntnisse zu liefern. Vielmehr sind empirische Analysen der (wohl fruchtbarste) Weg, Theorien zu modifizieren.

Drittens dokumentiert Iványi die empirische Basis ihrer Arbeit im entsprechend langen Anhang, der ziemlich genau die Hälfte ihres Buches ausmacht (S. 149-300). Dieses Korpus — es ist vor allem aufgrund der sprachlichen Vielfalt und der Mischung zwischen fremd- und muttersprachlichen SprecherInnen interessant — ist damit für weitere Untersuchungen zugänglich.

Guido Schnieders
(Szeged)

LEIRBUKT, ODDLEIF: Untersuchungen zum *bekommen*-Passiv im heutigen Deutsch. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1997 (= Reihe Germanistische Linguistik 177). 242 S.

Mit dieser primär empirisch-deskriptiv orientierten Monographie werden erstmals zusammenfassend Untersuchungen zu dieser umstrittenen Fügung vorgelegt. Die Analyse des Autors basiert auf einem umfangreichen Korpus der geschriebenen Sprache (836 Belege aus einem von Leirbukt erstellten Korpus, das ergänzt wird durch Belege anderer wissenschaftlicher Untersuchungen; leider konnte auch auf konstruierte Beispiele nicht verzichtet werden). Bewußt werden diatopische, diastratische und diaphasische Aspekte in dieser Phase ausgeklammert, da der Autor in erster Linie um „Aussagen über ein generelles Ensemble von Regularitäten des *bekommen*-Passivs“ (S. 22; S. 229) bemüht ist.

Das einleitende Kapitel enthält wichtige Vorüberlegungen zum Untersuchungsgegenstand. Das *bekommen*-Passiv (B-Passiv) und der Aktivsatz werden transformationell und oberflächennah aufeinander bezogen dargestellt, allerdings „generell auf einer abstrakteren Ebene“ (S. 4). Das B-Passiv wird von drei Strukturtypen abgegrenzt: 1. vom marginalen akkusativbezogenen Typ (*Ich kriegte natürlich geschimpft*); 2. von resultativ-aktivischen Bildungen, bei denen der Subjektreferent Agens ist (*Das kriegt ihr heute abend erledigt*), (dieser Strukturtyp ist der resultativen Lesart von passivischem *bekommen/kriegen* nahe; in Kap. 8 erfolgt deren ausführliche Diskussion); 3. von Vollverbkonstruktionen (*bekommen* + Objekt + Partizip 2 als Objektsprädikativ) (... , *daß wir die Fässer gereinigt von der Fabrik bekommen*).

Bei der Diskussion des Korpus (Kapitel 2) spricht Leirbukt Problemkreise an, die allen mit empirischem Material Arbeitenden nützliche Anregungen vermitteln (z.B. Maßstäbe bei der Textauswahl, Quantifizierungseinheiten, Akzeptabilitätsbestimmung und damit verbundene Konsequenzen für die Wahl der zu konsultierenden Sprachteilhaber).

Die folgenden Kapitel sind der Beschreibung des verbalen (Kapitel 3: *Vollverben der Fügung* und Kapitel 4: *Hilfsverben der Fügung*) und des nominalen Bereichs

(Kapitel 5: *Subjekt, Objekt und Agensausdrücke*) gewidmet. Dabei sind eine Unterteilung der Verben entsprechend der Dichotomie Transitivität/Intransitivität sowie die Berücksichtigung aktionaler Aspekte von gewisser Relevanz. Die Verben werden aufgrund generalisierbarer Bedeutungsmuster (z.B.: ‚A macht: B hat C‘) verschiedenen semantischen Klassen zugeordnet. Die Analyse zeigt, daß intransitive Verben (*helfen*-Klasse) lediglich marginal vertreten sind. Transitiva lassen sich semantisch von der Haben-Relation als logisch-semantisches Primitivum her hinsichtlich der Veränderung der Haben-Relation (z.B. Verben des Gebens, Mitteilens und Nehmens) bzw. der Nicht-Veränderung der Haben-Relation (z.B. Verben des Belassens, Verweigerens und Verbergens) subklassifizieren. Hilfreich bei der Beschreibung der Geben-Beziehung ist die Annahme eines „impliziten Patiens“ (vgl. S. 71; S. 181). Die Distribution der Fügungsvarianten (*bekommen, erhalten, kriegen*) läßt sich nicht allein über Textsortenkriterien erklären, sondern hängt auch von syntaktisch-semantischen (z.B. *erhalten* dominiert bei Verben des Gebens, wird nicht bei Phraseologismen verwendet, ist inkompatibel mit Intransitiva, hat keinen resultativen Sinn, wird selten bei privativen Verben gebraucht) und stilistischen Gegebenheiten ab.

Im nominalen Bereich zeigt sich, daß der subjektivierte Dativ fast nie referenzlos und überwiegend [+hum] ist. Nur in wenigen Fällen konstatiert Leirbukt eine Besetzung der Subjektstelle ohne direkte dativische Entsprechung im Aktivsatz (z.B. haben die Subjekte *nichts, was, etwas* im B-Passiv kein dativisches Pendant im Aktivsatz). Bei den formalen und semantischen Eigenschaften des Objektes und Agens zeigt sich eine weitgehende Übereinstimmung teils mit dem Aktiv (Parallelität der Selektionsregularitäten des Vollverbs), teils mit dem *werden*-Passiv (Agensrealisierung: dieselben Typen von Agensausdrücken; bei enger Agensphrasendefinition dieselben Abgrenzungsprobleme; eindeutige Dominanz der Agensphrase mit *von*; Agensphrase mit *durch* besitzt latente instrumentale Bedeutung).

In Kapitel 6 versucht der Autor Angaben zu Restriktionen und Bildbarkeitsbedingungen des B-Passivs zu machen. Die Auswertung seiner Belege ergibt, daß die Restriktionen wie auch die Bildbarkeit des B-Passivs semantisch bedingt zu sein scheinen. Als generelle Bedingung für die Bildbarkeit des B-Passivs nimmt der Verfasser das kausative Verhältnis an, das allen Schemata mit der Komponente (‚A macht:‘) zugrunde liegt, dabei empfiehlt sich zunächst eine Untersuchung separater Verbgruppen (vgl. S. 139). Weiterhin sind auch Eigenschaften der mit dem Verb verbundenen Größen (Agens, Dativ und Akkusativobjekt) zu berücksichtigen (z.B. scheint die Objektwahl bei bestimmten Verben — *machen, tun* — mit einer variablen Akzeptabilität des B-Passivs verbunden zu sein (vgl. S. 163 f.). Einschränkend muß Leirbukt allerdings feststellen, daß zum gegenwärtigen Zeitpunkt allgemeine Bildbarkeits- und Restriktionsangaben noch äußerst problematisch erscheinen und „empirisch einigermaßen sichere Angaben“ z.Z. nur gegeben werden können, wenn „vom Einzelverb bzw. einzelnen Verballexem“ (S. 168) ausgegangen wird.

Im 7. Kapitel geht Leirbukt der Frage nach, an welchen allgemeinen morphologischen und satzgrammatischen Regeln das B-Passiv partizipiert. Untersuchungen zur Substantivierung, zum attributiven Gebrauch, zur Infinitivphrasenbildung, zu Tempus- und Modusformen sowie zu Regularitäten bei Reflexiv-, Reziprok- und Possessivpronomina zeigen auch hier einerseits eine Nähe zum Aktiv (vgl. Umformung des Akkusativobjekts in ein postnukleares Genitivattribut oder ein äquivalentes Element mit *von*) und andererseits eine zum *werden*-Passiv (vgl. postnukleare Agenskennzeichnung, Regularitäten bei Reflexiv-, Reziprok- und Possessivpronomina).

Kapitel 8 ist der Diathesenproblematik gewidmet. Der Autor betrachtet die Selektionsaktivitäten vom Auxiliär aus: Gemeinsam mit dem Subjekt beeinflusst es die syntaktische und semantische Struktur der Gesamtkonstruktion, dabei erhebt

sich aufgrund der nicht vollständigen Bedeutungsentleerung bei passivischem *bekommen* die Frage, wie weit eine „allgemeine Rezipientenorientierung des B-Passivs“ (S. 184) anzusetzen ist. Trotz Dominanz der Geben-Relation kann die Konstruktion nicht allgemein als rezipientenorientiert charakterisiert werden. Diese Feststellung wird gestützt durch Sätze mit Pertinenzdativ (*Ich bekam die Stiefel ausgezogen*) bzw. mit subjektfähigem Dativus commodi/incommodi in Bildungen mit privativem Nebensinn (*Er kriegte sein ganzes Vermögen konfiziert*).

In Kapitel 9 thematisiert Leirbukts unter funktionalem Aspekt und von der Prototypenbildung her die komplizierte Problematik der Auxiliarisierung. Dabei ist mit gleitenden Übergängen zwischen Vollverb- und Auxiliariusstatus zu rechnen. Die Annahme eines Kontinuummodells hält der Autor jedoch nicht für empirisch fundiert, er schließt sich eher der Auffassung an, daß die „Hilfsverben verschiedene aber nicht unendlich viele Stufen der Auxiliarisierung aufweisen“ (S. 212). Die Auxiliarisierungsproblematik ist eng mit der Frage nach dem Passivstatus der Konstruktion verknüpft. Das B-Passiv zeigt eine deutliche Verwandtschaft zum *werden*-Passiv (z.B. Konversionsprozesse, Nichtübereinstimmung von Subjekt und Agens, post- und pränukeare Agenskennzeichnung), so daß Leirbukts ausgehend vom *werden*-Passiv als prototypischem Passiv das B-Passiv als „Konstruktion von geringerer Typikalität“ (S. 204) bezeichnet. Ein wesentlicher Unterschied besteht — neben der Alternation der drei Hilfsverben, die sprachschichtbedingt zu sein scheint — darin, daß das B-Passiv kasusgesteuert ist. Hervorzuheben ist auch Leirbukts kritische Diskussion theoriebezogener Darstellungen (dependentiell orientierte Ansätze, GB-ausgerichtete Ansätze). Die Schwächen dieser Modelle veranlassen den Autor einen lexikalistisch-dependentiellen Ansatz vorzuschlagen. Das B-Passiv ist demnach eine Kombination von Auxiliar und Partizip 2, wobei das Partizip 2 sowie bestimmte davon abhängige Elemente und das Subjekt vom Auxiliar selegiert (regiert) werden. Die Annahme, daß das Partizip 2 keine Subjektstelle selegiert, beruht auf Sätzen wie z.B. *Er bekam beide Räume auf sich umgeschrieben.*, in denen das Aktiv-Pendant die *auf*-Phrase als Ausdruck des Empfängers darstellt. Leirbukts ist sich aber auch der empirischen Grenzen seines Ansatzes, die sich aus der Konversionsannahme ergeben (z.B.: Dativabsorption in Fällen, in denen kein dativisches Pendant im Aktivsatz vorhanden ist), durchaus bewußt ist (vgl. S. 227).

Das Buch erhellt Eigenschaften, die bisher kaum gesehen worden sind (z.B. verschiedene mit den Präfixen *an-*, *auf-*, *über-*, *unter-*, *um-*, *vor-* abgeleitete Verben erlauben die Bildung des B-Passivs und daneben existiert eine parallele Konstruktion mit einem präpositional verbundenen Pertinenzelement: *Sie bekam eine dicke Pralinenschachtel untergeschoben/unter den Arm geschoben.*; die semantische Analyse von im B-Passiv möglichen Phraseologismen). Die in sich geschlossenen Überlegungen der Studie geben wertvolle Hinweise und Anregungen für weitere systemorientierte Untersuchungen (z.B. Untersuchungen zum Vorkommen des B-Passivs in der gesprochenen Sprache; die Berücksichtigung diatopischer, diastratischer und diaphasischer Aspekte). Die vorliegende Arbeit ist jedoch nicht nur wichtig für Linguisten, sondern auch für zukünftige Lehrbuchautoren, damit diese Konstruktion endlich ihren Platz im Rahmen der Grammatikvermittlung im Unterricht für fortgeschrittene Lerner bekommt. Dazu leistet die gründliche Auseinandersetzung Leirbukts mit der fachwissenschaftlichen Literatur sowie seine sorgfältige Analyse der Belege den erforderlichen Hintergrund; somit stellt die Monographie eine unentbehrliche Grundlage für die weitere Forschung dar.

Petra Szatmári
(Szombathely)

THIEL, GISELA; THOME, GISELA: *Vermuten: nominale Ausdrucksmittel im Wissenschaftsjournalismus (Deutsch – Englisch – Französisch)*. Tübingen: Narr 1996 (= Forum für Fachsprachen-Forschung 29). 168 S.

Die vorliegende Arbeit untersucht nominale Träger der Sprachhandlung 'Vermuten' in einem dreisprachigen (deutsch-englisch-französisch) Korpus wissenschaftsjournalistischer Zeitschriftenaufsätze zwischen 1985-1991. Die thematischen Schwerpunkte der Texte liegen in der medizinischen Spitzenforschung, Gentechnologie, Molekularbiologie usw. Somit haben wir es hier mit einer linguistischen Untersuchung zu einer bestimmten Fachsprache zu tun.

Die Arbeit gliedert sich in 12 Kapitel, aber in fünf große Einheiten, die zwar betitelt aber nicht numeriert sind (Einführung, Sprechaktorientierter Ansatz, Wortfeldorientierter Ansatz, Textsemantischer Ansatz und Synthese).

In der Einführung wird das an und für sich sehr interessante Korpus vorgestellt (Kapitel 1 und 2) bzw. Zielsetzungen und Methoden der Arbeit (Kapitel 3) erörtert.

Das Korpus entstammt wissenschaftsjournalistischen Texten. Der Wissenschaftsjournalismus stellt eine besondere Form journalistischer Berichterstattung dar und gilt als interkulturelles Phänomen. Die Textsorte wissenschaftsjournalistischer Aufsätze gehört zur popularisierenden Fachtextsorte, in der aktuelles Fachwissen an Laien sachgerecht vermittelt wird. Diese Zielsetzung erfordert eine besondere sprachliche Ausgestaltung der Textsorte. Fachwörter werden z.B. nur in geringer Dichte verwendet, Graphiken und Bildmaterial sollen das Verständnis erleichtern. Da es um nur vorläufige Erkenntnisse geht, deren Zutreffen noch nachzuweisen ist, müssen diese Texte zu erkennen geben, ob und inwieweit das vermittelte Fachwissen bereits endgültig ist und die vorliegenden Daten zuverlässig sind. Daher enthalten diese Texte eine große Anzahl von Ausdrucksmitteln des Vermutens, die den hypothetischen Charakter der Äußerungen markieren. Gerade an diesem Punkt wird Wissenschaftsjournalismus linguistisch aktuell. Zum Ausdruck von Vermutungen stehen in den untersuchten Sprachen ganze Modalfelder mit Modalverben, Modaladverbien, Adjektiven usw. zur Verfügung. Das Interesse dieser Arbeit gilt den nominalen Modalia, die in der linguistischen Fachliteratur kaum untersucht worden sind.

Die Zielsetzung im Zusammenhang mit den nominalen Trägern des Vermutens ist eine dreifache. Erstens besteht sie in der Erarbeitung einer Definition des Vermutens und in der Ermittlung des Bestandes der Vermutungsnomina im Korpusmaterial (Kapitel 4 und 5). Zweitens geht es um die semantisch-pragmatische Ausdifferenzierung des Bestandes der Vermutungsnomina (Kapitel 6, 7 und 8). Drittens setzen sich die Autorinnen die Untersuchung der textuellen Leistung der Vermutungsnomina zum Ziel (Kapitel 9, 10 und 11). Jede Zielsetzung wird durch eine eigene Methode erlangt. Eine exakte Definition des Vermutens wird mit Hilfe eines an der Sprechakttheorie orientierten Verfahrens entwickelt. Die semantisch-pragmatische Ausdifferenzierung wird mit dem Rückgriff auf die Wortfeldanalyse durchgeführt. Die textuelle Einbettung der Vermutungsnomina wird mit textsemantischen Methoden nachvollzogen. Die einzelnen Ansätze bauen auf jeweils eigene theoretische Grundlagen auf, die stets zu Beginn des entsprechenden Teils der Untersuchung diskutiert werden. Die drei Ansätze, sprechakttheoretisch, wortfeldorientiert und textsemantisch, sind komplementär, die Ergebnisse der einen Analysetechnik werden beim Vollzug der nächsten vorausgesetzt. Dieser logische Aufbau sichert das problemlose Nachvollziehen des Gedankenganges der Arbeit und das Verständnis der Synthese der drei Ansätze in Kapitel 12.

Die Untersuchungen werden zwar an einem dreisprachigen Korpus durchgeführt, es wird aber keine Kontrastivität angestrebt. Die Autorinnen weisen jeweils auf Unterschiede in dem Gebrauch der nominalen Vermutungselemente in den drei Sprachen hin, aber dies mit der Absicht, die Beispiele miteinander vergleichend und einander ergänzend betrachten zu können. Kontrastivität als solche wird überhaupt nicht thematisiert. Das dreisprachige Korpus setzt aber beim Leser mindestens Grundkenntnisse in Deutsch, Englisch und Französisch voraus.

Im sprechaktororientierten Ansatz wird Vermuten als Sprechakt betrachtet und mit der Formel „S VERM, daß p“ dargestellt, wobei „S“ der Sender (der Wissenschaftsjournalist oder der Fachexperte in der Rolle des Wissenschaftsjournalisten) ist, „VERM“ als Vermutungsindikator, als Träger der Illokution gilt und „daß p“ den vermuteten Sachverhalt, also die Proposition meint. Die Struktur der Formel wird als Test für den Vermutungscharakter der Nomina angesetzt. Kann ein Nomen in diese syntaktische Struktur Subjekt(S)-Prädikat(VERM)-Objekt/Komplement(daß p) überführt werden, gilt es als Vermutungsnomen. Diese Sprechaktformel dient nicht nur zur Erarbeitung des Bestands der Vermutungsnomina, sondern ermöglicht auch eine erste Differenzierung nach semantisch-pragmatisch bzw. morphosyntaktisch determinierten Gruppen. Die Überführung und Überführbarkeit der Nomina hängt nämlich mit ihrem morphologischen Charakter, mit dem Wortbildungstyp, den sie darstellen, zusammen. Deverbale Vermutungsnomina (z.B. *Annahme, hope, doute*) lassen sich problemlos überführen, da als Vermutungsindikator das ihnen zugrundeliegende Verb fungiert, z.B. „S nimmt an/hopes/doute, daß p“. Bei den deadjektivischen Nomina, wie *Möglichkeit, likelihood, possibilité* und bei den nicht-abgeleiteten Vermutungsnomen, wie *Konzept, model, pronostic* mußten die Autorinnen syntaktische Strategien der Überführung entwickeln, um die Sprechaktformel verwenden zu können, z.B. *Möglichkeit* > „S betrachtet (es) als ADJ (möglich), daß p“, *Chance* > „S kennzeichnet als NOM (Chance), daß p“. Diese Überführungen wirken für den Leser ein wenig gewollt und künstlich, zumal sich „betrachten“ und „kennzeichnen“ austauschen lassen, doch bleibt der Vermutungscharakter der Nomina nachvollziehbar. Besonders interessant in diesem Teil der Arbeit ist die Problematisierung solcher Fälle, wo bei der Überführung z.B. Semantik und Morphologie auseinanderlaufen, so beim Vermutungsnomen *Bedenken*, wo das zugrundeliegende Verb (bedenken) eine andere Bedeutung hat als das Nomen.

Eine erste semantisch-pragmatische Untergliederung des erarbeiteten Bestandes der Vermutungsnomina erstellen Thiel und Thome aufgrund des Kriteriums Grad der Begrifflichkeit. Die deutschen Beispiele *Hypothese, Konzept und Modell* stellen Vermutungsnomina mit ausgeprägter *Angst, Chance, Gefahr* mit geringer Begrifflichkeit dar. Dabei ist nicht ganz klar, was genau unter Begrifflichkeit zu verstehen ist und warum z.B. *Idee* „begrifflicher“ als *Gefahr* (S. 24-25) ist.

Die semantisch-pragmatische Ausdifferenzierung der Vermutungsnomina erfolgt im zweiten Schritt mit dem Rückgriff auf die Wortfeldanalyse. In dem gegebenen Untersuchungsrahmen meint der Begriff des Wortfeldes den dreisprachigen nominalen Bestand. Der Bestand der Vermutungsnomina bildet demnach ein Paradigma im Gesamtbestand. Die Binnendifferenzierung erfolgt durch Unterparadigmen. Das Wortfeld der Vermutungsnomina wird ausgehend von der Sprechaktformel beschrieben. Als Archilexem des Wortfeldes ist „Vermutung“ anzugeben, das seinerseits Lexeme, wie *concept, idea, Wahrscheinlichkeit*, also die einzelnen Vermutungsnomina umfaßt. Als Archisemem wird „VERM“ aus der Sprechaktformel angegeben, das aus mehreren Sememen, d.h. Signifiern der Vermutungsnomina besteht, die wiederum unterschiedliche Seme bündeln. Eine solche theore-

tische Grundlegung erweist sich deshalb als sehr günstig, weil der Bezug zum sprechakttheoretischen Ansatz sehr explizit ist.

Die Gliederung des Wortfeldes erfolgt mit Hilfe der Kategorie der Dimension. Die Dimensionen entstehen dadurch, daß Oppositionen von Lexemen bzw. Semen gegeben sind. Die Oppositionen werden von distinktiven Semen getragen. Diese charakterisieren Teilmengen von Lexemen, die ein sich mit dem Sem [VERM] kombinierendes weiteres Sem gemeinsam haben. Die Ermittlung der distinktiven Seme erfolgt durch die semantische Komponentenanalyse. Dabei haben die Autorinnen einen unüblichen Weg der Ermittlung gewählt. Sie beobachteten zuerst den Lexembestand in seiner Kontextgebundenheit, bildeten Lexem-Oppositionen und gewannen durch Abstraktion aus ihnen die distinktiven Merkmale. Dazu wurden einsprachige Wörterbücher in den drei Sprachen (Typ Wahrig) konsultiert, deren Bedeutungsbeschreibungen oft Angaben bezüglich der distinktiven Merkmale enthalten. Aufgrund der Korpusanalyse ergaben sich die Dimensionen Zeitbezug, Wertung, Emotionalität und Fachsprachlichkeit.

Die Dimension Zeitbezug ist deshalb relevant, weil die Definition von Vermuten impliziert, daß der angesprochene Sachverhalt zum Zeitpunkt der Vermutungsäußerung weder verifizierbar noch falsifizierbar ist. Diese Dimension wird daher durch die Sem-Opposition [+FUT] und [-FUT] getragen. Ausschließlich zukunftsbezogen sind z.B. die Nomina *Vorhersage*, *prediction*, *prognosis*, in denen der Zeitbezug durch Präfixe (vor-, pro-) oder durch den Kontext markiert wird.

Die Dimensionen Wertung und Emotionalität werden als eng verknüpft behandelt, da Wertung auch emotionsfrei vollzogen werden kann, während Emotionalität immer nur in Kombination mit Wertung zu Tage tritt. Eine feinere semantische Ausdifferenzierung beider Dimensionen erfolgt durch die Qualitäten (pos) und (neg), die binär präsentierte Qualitäten des Bewertungssems [+WERT] darstellen und eine positive (z.B. in *Chance*) bzw. negative (z.B. *Risiko*) Einstellung zum Sachverhalt ausdrücken. Die Korpusanalyse hat dabei gezeigt, daß ein und dasselbe Nomen je nach Kontext sowohl eine positive als auch eine negative Wertung ausdrücken kann, z.B. „trübe *Aussichten*“ vs. „*Aussichten* auf eine erfolgreiche Zukunft“. Zur Feststellung dessen, welche der wertenden Nomina zugleich emotional sind, wurden die Wörterbücher überprüft, da in ihren Bedeutungsbeschreibungen das Sem [EMOT] explizit benannt wird, z.B. *Angst* ist eine Art Gemütszustand.

Der Nachweis der Dimension Fachlichkeit (getragen durch die Sem-Opposition [+FACH] und [-FACH]), wurde durch Kontextanalyse erbracht. Dabei konnte wieder die determinierende Rolle des Kontexts beobachtet werden, die aus gemeinsprachlich verwendeten Nomen fachsprachliche macht und umgekehrt, z.B. *Wahrscheinlichkeit* in der Wahrscheinlichkeitsrechnung der Mathematik. Es konnte auch beobachtet werden, daß bei vielen fachsprachlich verwendeten Nomen Wertung und Fachbezogenheit zusammenspielen, z.B. die oben erwähnten Beispiele *Risiko*, *Chance*.

Aufgrund dieser Merkmal- und Qualitäts-Oppositionen ergab sich ein semantisch hochdifferenziertes Bild des Paradigmas der Vermutungsnomina. Der Leser wird sich aber in diesen Dimensionen überhaupt nicht verirren, da sie sowohl einzeln als auch in ihrer hierarchischen Relation zueinander in Baumgraphen veranschaulicht werden.

Die textuelle Einbettung der Vermutungsnomina läßt die Rolle der Kontextdeterminierung besonders stark hervortreten. Die Kontextdeterminierung äußert sich hinsichtlich des Grades der Bestimmtheit und der themabezogenen Information, da der Kontext bestimmen kann, ob die vermutete Sprachhandlung an der Textoberfläche vage oder als semantisch determiniert präsentiert wird. Es wird im Text jeweils auf

die Versprachlichungsmöglichkeiten des Grades der Bestimmtheit hingewiesen, z.B. durch Adjektive, wie **low risk**, **große Hoffnung**, **greater chance**, durch Pronomina, wie **a lot of promise** oder durch numerische Gradindikatoren, wie „die *Chance* von X ist **gleich Null/100%**“ usw. Die pragmatische Aufgabe solcher Gradindikatoren besteht in der Orientierung von Laien in bezug auf den Ertrag medizinischer Forschung.

Im nächsten Schritt konzentrieren sich die Autorinnen auf Typen von (Teil)Textausschnitten der wissenschaftsjournalistischen Texte. Die Rolle der Vermutungsnomen wird im Rahmen sog. modaler Netze gesehen und erörtert. Modale Netze entstehen durch das mehrfache Auftreten von Vermutungsträgern (modale Redundanz), wie Modalwörter, Modalverben, Formen des Irrealis usw., in der Darstellung thematisch eng zusammenhängender Sachverhalte in Satzfolgen. Vermutungsäußerungen stehen dabei in Verweisrelation anaphorischer oder kataphorischer Art der Gesamtaussage und haben eine wichtige Erklärungsfunktion im Text, z.B.:

... Dr. R.L., University of California, wertet fortan Hirnhautentzündungen als **möglicherweise** erste Anzeichen einer HTLV-III-Infektion. Insgesamt, so **vermutet** u.a. Frau L.-S., **dürften** alle sich natürlicherweise rasch vermehrenden proliferierenden Systeme im Organismus angegriffen werden ...

Angesichts solcher *Aussichten* und in Kenntnis der unvermeidbaren epidemiologischen Zukunft sind als Beruhigung gedachte Zahlenvergleiche mit „den großen Volkskrankheiten“ unsinnig. (S. 122)

Im 12. Kapitel erfolgt nun eine Synthese der Ergebnisse der drei Ansätze. Alles wird einem Aspekt, nämlich dem pragmatischen Aspekt, untergeordnet. Es handelt sich letzten Endes um Mitteilungen, die von Wissenschaftsjournalisten an Leser gemacht werden. Alle ermittelten semantisch-pragmatischen, morphosyntaktischen und textsemantischen Eigenschaften der Vermutungsnomina werden in bezug auf Ziele der Textsorte wissenschaftsjournalistischer Aufsatz hin zusammengefaßt, die darin bestehen, der Laien-Leserschaft Vermutungen zur Information über noch nicht verifizierbare Sachverhalte in Forschungsabläufen oder zur bloßen Orientierung über eventuell zu erwartende praktische Auswirkungen wissenschaftlicher Leistungen zu formulieren.

Zusammenfassend läßt sich über die Relevanz dieser Arbeit für die Sprachwissenschaft Folgendes sagen. Diese Studie von Thiel und Thome ist in der Reihe Forum für Fachsprachen-Forschung erschienen, aber sie bietet bei weitem mehr als nur eine Untersuchung einer der vielen Fachsprachen. Die Arbeit leistet in mehrfacher Weise Innovatives.

Die Bearbeitung von Vermutungsnomina bringt schon an und für sich die fehlende Analyse von nominalen Trägern der Modalität. Die Untersuchung dieser unter sprechakttheoretischem Aspekt ist aber grundsätzlich neu und eigenartig. Neben interessanten Analysen von Textbeispielen, die allein aufgrund ihrer Thematik recht spannend sind, liefert das Buch von Thiel und Thome eine komplexe Betrachtung der Vermutungsnomina auf der lexikalischen und der Textebene.

Es ist nicht zu übersehen, wie präzise die Verfasserinnen an die Untersuchung herangehen, wie methodisch exakt und gleichzeitig leserfreundlich sie ihre Ergebnisse präsentieren und erklären (Baumgraphen, Tabellen). Die Orientierung wird auch durch die Liste des Bestands der Vermutungsnomina der drei Sprachen und durch die Sachregister, in der die zentralen Begriffe der Arbeit aufgeführt werden, enorm erleichtert.

Zwar wird der anvisierte Adressatenkreis in der Studie nicht ausdrücklich erwähnt, aber das Buch kann allen Linguisten mit gutem Gewissen empfohlen

werden. Diese Studie von Thiel und Thome stellt eine Bereicherung nicht nur für die Fachsprachenforschung, sondern auch für die Grammatik dar.

Roberta V. Rada
(Budapest)

WIEGAND, HERBERT ERNST (Hg.): *Perspektiven der pädagogischen Lexikographie des Deutschen. Untersuchungen anhand von Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache.* Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1998 (= Lexikographica. Series Maior 86). 405 S.

Der vorliegende Sammelband umfaßt 19 Aufsätze, die den Versuch unternehmen, das 1993 erschienene „Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache“ (LGDaF) nach bestimmten Aspekten zu analysieren. Der Herausgeber des Bandes, der das Projekt ins Leben gerufen hat, betont im Vorwort, daß sich die Aufgabe dieser Arbeit nicht nur in der Kritik von LGDaF erschöpft. „Es ist der Sinn des geplanten Buches, der pädagogischen Lexikographie in Deutschland Anregungen zu geben. [...] Kein Beitrag sollte [...] bei der kritischen Analyse stehen bleiben.“ Es „sollten nach der kritischen Sichtung und nach einer Problemdiskussion Vorschläge erfolgen, die in der Wörterbucharbeit umsetzbar sind.“ (S.IX.) LGDaF ist der erste Versuch in der deutschen einsprachigen Lernerlexikographie, und als solches — weil es weitgehend positiv beurteilt wird — muß es auf jeden Fall gepflegt und weiterentwickelt werden. Dieser Band soll zu der metalexikographischen Pflege von LGDaF beitragen. Auch der Untertitel impliziert diesen Grundaspekt: es sind Untersuchungen **anhand** und nicht **zu** LGDaF gemeint.

Das Werk ist hierarchisch zweifach gegliedert. Auf der oberen Ebene besteht es aus neun Kapiteln. Die Titel der ersten acht Kapitel zeigen die großen Themenbereiche, auf Grund deren die Analyse durchgeführt worden ist. Innerhalb der einzelnen Kapitel befinden sich die Arbeiten der Autoren, die sich mit den gegebenen Teilproblemen auseinandergesetzt haben.

Im ersten Kapitel wird der historisch-lexikographische Kontext von LGDaF geschildert. Der erste Beitrag von Elmar Schafroth und Ekkehard Zöfgen sucht Parallelen und Unterschiede zwischen der französischen und deutschen Lernerlexikographie und betont dabei die Vorbildfunktion der französischen Lernerwörterbücher für LGDaF. Die französische Lernerlexikographie wird dabei durch den *Dictionnaire Du Français Contemporain* (DFC) von Larousse vertreten. Thomas Herbst vergleicht LGDaF mit den Ergebnissen der Entwicklung der britischen Lernerlexikographie und stellt fest, „daß es sich bei LGDaF um ein modernes Lernerwörterbuch handelt, das viele Elemente mit den Parallelwerken gemein hat“ (S. 32.), und daß diese für die Weiterentwicklung von LGDaF noch weitere Impulse geben könnten. Peter Kühn überprüft in seinem Aufsatz, worin sich LGDaF in seiner Makro- und Mikrostruktur von den allgemeinen deutschen einsprachigen Wörterbüchern unterscheidet, und ob LGDaF auf Grund dieser Unterschiede lernerspezifische Ansprüche erfüllen kann.

In seinem Artikel — der erste Artikel des zweiten Kapitels — setzt sich Rufus H. Gouws sehr kritisch mit dem System der sogenannten Strukturformeln in LGDaF auseinander. Er vermißt die Mediodstruktur zwischen dem Vorspann und den Wörterbuchartikeln, d.h. eine aktive intertextuelle Wechselbeziehung zwischen dem Vorspanntext und dem Wörterverzeichnis. Er findet, daß die Strukturfor-

meln — etwa die syntaktischen Angaben, aber der Begriff wird im Band nicht definiert — inkonsequent behandelt werden. Damit und mit der starken Textkondensation wird der „Benutzer-in-actu“ in bezug auf die Erschließung der Angaben in eine schwierige Lage gebracht. Auch die Willkür bei der Unterscheidung zwischen Strukturformeln und idiomatischen Wendungen ist von ihm negativ beurteilt worden. Der Beitrag von Henning Bergenholz und Jens Erik Mogensen macht auf weitere Probleme im grammatikalischen Bereich aufmerksam. Die Perfektbildung mit haben/sein von Bewegungsverben bereiten den Ausländern große Schwierigkeiten, die sogar dadurch verstärkt werden, daß es auch unter den Muttersprachlern eine Gebrauchsunsicherheit gibt. Die Benutzer sollten nicht noch stärker verunsichert, sondern vielmehr gewarnt werden. Die Autoren vermissen unter den syntaktischen Angaben die Subjektangabe: „Auskünfte zum Subjekt sind nicht zuletzt deshalb für den fremdsprachlichen Benutzer wichtig, weil verwandte Verben in zwei Sprachen nicht selten unterschiedlichen semantischen Selektionsbeschränkungen unterliegen.“ (S. 82) Die nicht eindeutige Kasusmarkierung und die Einführung der Klassifizierung von Verben in transitive, intransitive, transitiv/intransitive und reflexive beurteilen sie als nicht eindeutig gewinnbringend und meinen: „Der Verzicht auf Transitivitätsbegriff zugunsten einer konsequenten Integration der Kasus in den Strukturformeln wäre sowohl benutzerfreundlich als auch lexikographenfreundlich.“ (S. 83) Ein pädagogisches Wörterbuch soll im grammatischen Sinne weniger Wahlmöglichkeiten anbieten und lieber „prospektiv“ vorgehen. Stefan J. Schierholz untersucht die grammatischen Angaben zu Substantiven auf Grund 236 Stichproben, wobei die wesentlichen Kriterien zur Beurteilung der Grammatik der Substantive in LGDaF sind wie folgt: die typographische Präsentation, die Strukturierung der Angaben, der Zugriffserfolg eines Wörterbuchbenutzers, die benötigte Zugriffszeit, die Zugriffssicherheit und die Zuverlässigkeit bzw. Richtigkeit der Angaben. Es „muß festgestellt werden, ob die Darstellungen in den Wörterbuchartikeln den Ankündigungen in den Benutzungshinweisen entsprechen.“ Die morphosyntaktische und syntaktische Analyse ergibt fast 39% Beanstandungen, die eine Überarbeitung notwendig machen. Er stellt ebenfalls fest, daß die Strukturformeln — ein neues Element in Wörterbüchern des Deutschen — in LGDaF hochgradig verdichtet sind und dadurch hohe Anforderungen an den Benutzer stellen.

Im dritten Kapitel werden semantische und pragmatische Probleme behandelt. Klaus-Peter Konerding betont nach fremdsprachendidaktischen Überlegungen, daß Mehrfacherklärungen in der Vermittlung von neuem Bedeutungswissen erwünscht sind: typische sprachliche Kontexte, Frames, Skripts, Schemata. Er stellt fest: „Der theoretisch und empirisch begründeten Forderung nach Mehrfacherklärung und kontextspezifizierenden Bedeutungsangaben scheint in LGDaF also tatsächlich genüge getan zu sein“ (S. 112), aber die Form und der Umfang der realisierten bedeutungsrelevanten Angaben weise eine Inkonsequenz auf. Er zeigt das Modell eines zweiteiligen framebasierten Bedeutungskommentars, das Anregungen für die weiteren Untersuchungen geben kann. Ulrich Püschel kommt in seiner Arbeit zu dem Ergebnis, daß die Verwendung von pragmatischen Angaben in LGDaF nicht besser, aber auch nicht schlechter ist als in den allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern. Der Unterschied ist quantitativer Natur. Die „Verschlankung“ bei den evaluativen Markierungen führt zu einer gewissen Versimplifizierung, die bei den diatopischen dagegen scheint aber angemessen zu sein.

Als nächster Schritt wird die lexikographische Bearbeitung in LGDaF von vier ausgewählten Klassen der lexikalischen Einheiten — die als besonders problematisch gelten können — im vierten Kapitel unter die Lupe genommen. Die Funktionswörter wie Partikeln, Präpositionen, Konjunktionen und die Komposita bereiten für die Sprachlernenden wohl die meisten Schwierigkeiten. Werner Wolski

analysiert die Partikeln in LGDaF aus partikeltheoretischer und metalexikographischer Perspektive und gelangt dabei zu einer positiven Bewertung. Burkhard Schaefer beschäftigt sich mit der Untersuchung der Präpositionen und stellt fest: Es „sei dem LGDaF zunächst einmal bescheinigt, daß die Beschreibung der Präpositionen insgesamt konsistent, bedacht gegliedert und didaktisch überlegt erscheint.“ (S. 228) Er wirft im ersten Teil seiner Arbeit die Wortartenproblematik auf, die auch im nächsten Beitrag über die Konjunktionen von Günter Kempcke und Renate Pasch eine wichtige Rolle spielt. Diese Wörter gehören auch zu den Synsemantika und als eine spezifische Kategorie des Wortschatzes erfordern sie spezielle Darstellungsformen. Die Autoren halten es auch deshalb für notwendig, weil die Konjunktionen nicht ausschließlich Einwortlexeme sind und sie nicht mit einem auf den ganzen Wortschatz anwendbaren Beschreibungsmodell erfaßt werden können. Konjunktionen in einem Lerner-, also einem aktiven Wörterbuch sollen nicht nur inhaltlich erläutert werden, sondern ihr syntaktisches Verhalten muß detailliert gezeigt werden. Eine klare Unterscheidung der Konjunktionen von den Adverbien bzw. Partikeln darf auf keinen Fall fehlen. In bezug auf die Komposita findet Adri van der Colff die Aufnahme von den sog. transparenten Komposita als nicht paraphrasierte, unbearbeitete Sublemmata sehr problematisch: sie dienen weder der Textperzeption noch der Textproduktion und Kompetenzerweiterung. Der Autor macht den Vorschlag, „eine beschränkte Anzahl durchsichtiger Komposita als Lemmata mit einer beschränkten lexikographischen Bearbeitung zu versehen.“ (S. 203). Im Zusammenhang mit Komposita müssen in einem Lernerwörterbuch auch die morphologischen Wortbildungsprozesse bewußt gemacht werden.

Die Kontexte — Kompetenzbeispiele und Kollokationen — bilden den Gegenstand des fünften Kapitels. Fritz Neubauer ist der Meinung, „daß in einem deutschsprachigen Lernerwörterbuch die Beispiele aus syntaktischer Perspektive didaktisch motiviert variiert werden müssen“ (S. 249), was aber in LGDaF manchmal nicht der Fall ist. Besonders lernerunfreundlich ist es, wenn solche Wörter in Beispielen vorkommen, die selbst nicht lemmatisiert sind. Er schlägt vor, „den Beispielen eine wichtigere Rolle bei der zusätzlichen Information über morphologisch-syntaktische Phänomene durch deren geschickte Variierung zuzumessen, zugleich aber die DaF-Lernenden in dieser Position des Wörterbuchartikels nicht so auf der enzyklopädisch-landeskundlichen Ebene zu überfordern [...]“ (S. 254). Sehr kritisch setzt sich Andrea Lehr mit der Problematik der Kollokationen in LGDaF auseinander. Brennpunkte sind dabei: die Unterscheidung zwischen Kollokations- und Beispielangaben, die Untergruppen von Kollokationen, der Aufbau von Wörterbuchartikeln mit Kollokationen, die interne Strukturierung von Kollokationsangaben, die Auffindbarkeit und der innere Aufbau von Kollokationen und die Auswahl der in LGDaF aufgezeichneten Kollokationen. Die Autorin fordert dringend Nachbesserungen, wobei z.B. nach neuen Möglichkeiten der Untergliederung des Kollokationsbestandes einer Einzelsprache gefragt werden sollte.

Zur Makrostruktur in LGDaF werden im sechsten Kapitel folgende Bemerkungen gemacht: Henning Bergenholz und Gregor Meder fordern eine genaue Angabe der Anzahl der Lemmata, die nicht weiter irreführend ist: es gibt nämlich in LGDaF nicht 66000 Lemmata, sondern nur etwa die Hälfte. Diese Zahl ist für ein Rezeptionswörterbuch zu gering und ermöglicht keinen Zugang zu Zeitungen, Zeitschriften und Fachtexten. Was die Lemmaselektion in bezug auf Lern- und Prüfungsmaterialien betrifft, da haben die Lexikographen gute Arbeit geleistet. Die Plurivalenz vieler Lautformen — die Polysemie und Homonymie — wird im Aufsatz von Ekkehard Zöfgen untersucht. Dieses Phänomen ist auch in der deutschen Lexikographie uneinheitlich behandelt. Auch für die Lernerlexikographie konnten noch keine allgemeingültigen Vorschläge für die Unterscheidung von polysemen

vs. homonymen Einheiten gefunden werden. Es soll allerdings keine unüberschaubaren Lemmata mit etwa 30-40 Bedeutungsvarianten geben. Die Homonymisierung der Makrostruktur (die Degruppierung) kann die Mikrostruktur durch Auflösung von Bedeutungsklumpen entlasten.

Im siebten Kapitel befinden sich zwei Beiträge zu den textuellen Strukturen in LGDaF. Matthias Kammerer untersucht die Mediostruktur und stellt dabei fest, „daß die Mediostruktur von LGDaF im ganzen nicht besonders ausgeprägt ist.“ Dieter Herberg beschäftigt sich mit den Außentexten und auch er führt noch einige Forschungsdesiderate auf.

Das achte Kapitel enthält eine Arbeit von Dieter Götz und Günther Haensch, in der der lexikographische Prozeß eines einsprachigen Lernerwörterbuchs, in diesem Fall der von LGDaF erläutert wird. In diesem letzten Beitrag kommen auch die Lexikographen zu Wort, und aus ihren Überlegungen stellt sich heraus, daß sie sich der Mehrheit der in diesem Band angesprochenen Probleme bewußt sind. Deshalb betonen sie:

Es ist bislang deutlich geworden, welche Menge an einzelnen Entscheidungen erforderlich ist, um ein Wörterbuch tatsächlich zu produzieren. Gleichzeitig ist deutlich geworden, daß die Grundlagen für die Entscheidung in vielen Fällen (noch) intuitiv sind. Lexikographie ist derzeit, zumindest zum Teil, eine Art Kunst — Kunst in dem Sinne, daß eine relativ komplizierte Sache einigermaßen gut zu absolvieren ist. Wer sich auf eine solche Kunst einläßt, ist darum kein Künstler. Aber er kennt die Probleme und ist ein Kritiker seiner selbst, [...] der auch die Vorschläge der Rezensenten dankbar aufnimmt, der die Liste der Änderungen für eine Neubearbeitung laufend ergänzt.“ (S. 353)

Das letzte Kapitel besteht aus einer ausführlichen, 589 Titel beinhaltenden Literaturliste. Ansonsten ist jedem einzelnen Beitrag eine Literaturliste beigelegt. Im Anhang befinden sich die englischen und französischen Zusammenfassungen der Beiträge. Dem Anhang folgt ein Namen- und ein Sachregister.

Als Fazit läßt sich feststellen, daß das Autorenkollektiv des Bandes — trotz des von Wiegand im Vorwort erwähnten Fehlens einiger Bereiche wie z.B. die Behandlung von Idiomen — eine umfassende und gründliche Analyse durchgeführt hat. Die Arbeiten erfüllen die in der Zielsetzung formulierten Kriterien und sind durch ihre Konstruktivität für die Theorie und Praxis der jetzt entstehenden deutschen pädagogischen Lexikographie von sehr großem Nutzen. Das Buch ist durchaus lesenswert und wird allen, die sich Gedanken über Wörterbücher machen, empfohlen: Forschern, die sich mit Metalexikographie beschäftigen, durch die fast komplette Darbietung der Aspekte einer Wörterbuchanalyse. Aber auch Studenten, Lehrern, welche die Möglichkeiten, die in LGDaF stecken, aber auch seine Grenzen näher kennenlernen wollen. Dieser Band trägt zur Verbesserung der Arbeit mit und an LGDaF bei.

Csilla Stockbauer
(Budapest)

ZEMB, JEAN-MARIE: Für eine sinnige Rechtschreibung. Eine Aufforderung zur Besinnung ohne Gesichtsverlust. Tübingen: Niemeyer 1997. 154 S.

Der bekannte französische Germanist J.-M. Zemb, Inhaber eines Forschungslehrstuhls für Sprache und Denken am Collège de France in Paris, wendet sich lt. Klappentext „in dieser weder fachsimpelnden noch zimperlichen Schrift zur orthographischen Diskussion, rechtzeitig vor dem beabsichtigten Inkrafttreten der Neuregelung, an die Öffentlichkeit“. Wie der Verf. in seiner Einleitung unter dem Titel „Halbzeit“ weiter ausführt (und es bereits der Untertitel programmatisch zusammenfaßt), war es die Absicht des Buches, die durch die Wiener Absichtserklärung vom Juli 1996 quasi per Dekret beendete Diskussion über unausgereifte Bestandteile der Reform noch vor deren endgültigem Inkrafttreten im August 1998 durch Einbeziehung neuer Argumente und alternativer Sichtweisen wieder in Gang zu bringen.

Diese vom Verf. als „2. Halbzeit“ apostrophierte zweijährige Galgenfrist liegt mittlerweile hinter uns, ohne daß die neue deutsche Rechtschreibung den von Zemb (und vielen anderen!) gewünschten „sinnigeren“ Charakter angenommen hätte; bestenfalls ist es zu punktuellen Detailkorrekturen gekommen. Die Reform, die im klimatisch kühlen, durch zahlreiche öffentliche Diskussionen jedoch umso heißeren Sommer und Herbst von 1997 bekanntlich zu kippen drohte, wurde schließlich durch den Entscheid des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe gerettet und ist nach einigen Nachzugsgefechten — so etwa die Volksbefragung in Schleswig-Holstein — mittlerweile in Kraft getreten: nach wie vor ungeliebt, aber weniger und weniger Gegenstand von Auseinandersetzungen. Die Öffentlichkeit, übrigens auch die *Fach*-Öffentlichkeit, hat sich, so scheint es zumindest, mit der Faktizität der orthographischen Mini-Reform abgefunden, und das vorliegende Büchlein könnte von daher — nur *ein* Jahr nach seinem Erscheinen — als letztlich gescheitertes Unternehmen betrachtet werden. Doch *halt!* Mag auch die ursprüngliche Zielvorstellung Zemb's, die Diskussion innerhalb der verantwortlichen Fachgremien von der Ebene eines fruchtlosen, mehr oder weniger ideologisierten Hickhacks auf ein *sprachwissenschaftlich* seriöser fundiertes Niveau zu heben, nicht aufgegangen sein, bleibt dennoch *jedes* seiner Argumente zumindest *bedenkenswert*; daß man dem Verf. dabei nicht in jedem Fall Recht geben und auch seine Argumentation nicht *en bloc* goutieren wird — davon im folgenden mehr.

Das Buch umfaßt drei Teile, die mit „I. Zu spät“, „II. Zwischenspiel“, und „III. Zu früh“ überschrieben sind. Darin werden Schwerpunkte der deutschen Rechtschreibreform wie *Kommasetzung*, *Schreibvarianten*, *Zusammen-* vs. *Getrenntschreibung*, *Trennung am Zeilenende*, sowie *Groß-* vs. *Kleinschreibung* mehrfach aufgegriffen und unter verschiedensten Aspekten kritisch beleuchtet. Die drei Teile sind dabei nicht als einander nach- bzw. übergeordnete Stufen einer *linearen* Argumentation zu verstehen; vielmehr *umkreist* Zemb besagte Problemfelder unter Anwendung einer Argumentationstechnik, die ich — in Ermangelung eines besseren Terminus — als „essayistisch“ (im *besten* Sinne des Wortes) bezeichnen möchte.

Hinsichtlich der neugeregelten *Kommasetzung* wird vom Verf. sowohl im Abschnitt „Wann wird es dem Satz ans Komma gehen?“ (S. 123-144) als auch passim richtigerweise hervorgehoben, daß die angebliche Ökonomisierung der Komma-regeln — seit jeher in der Eigenwerbung der Orthographiereformer mit als das größte Plus der Neuregelung gehandelt — insofern ein Etikettenschwindel ist, als sich die *neun* neuen — statt bisher 38 — Regeln als „Super-Regeln“ mit zahlreichen „Sub-Regeln“ herausstellen.

Betreffend die *Zulassung von Schreibvarianten* (meist in Form einer — zu bevorzugenden? — Hauptvariante sowie einer oder mehrerer Nebenvarianten) stellt der Verf. im Abschnitt „Laxe und *relaxe Varianten“ (S. 121f.) zurecht die weitverbreitete Annahme in Frage, die Zulässigkeitsklärung von Varianten (*aufwändig* neben *aufwendig* statt wie bisher *aufwendig* allein) würde *eo ipso* Lesern und Schreibern das Lesen und Schreiben erleichtern. Ganz im Gegenteil dürfte eine solche (übrigens mehr durch eine gewisse *Laissez faire* — Haltung denn durch rationale Überlegungen inspirierte) Permissivität der Normer eher zur Verunsicherung des Sprachbenutzers (des nicht-muttersprachlichen allemal!) beitragen.

Besonders eingehend (in den Abschnitten „Zu einer vorläufigen Endredaktion“ (S. 52-81) und „Wortgruppe oder Zusammensetzung“ (S. 114-120)) setzt sich der Verf. mit der Neuregelung der *Zusammen-* bzw. *Getrennschreibungen* auseinander. Hier allerdings vermag ihm der Rezensent nicht immer zu folgen: wenn Zemb etwa auf S. 65 beklagt, daß *Kopf stehen* nunmehr anders als *kopfrechnen* auseinandergeschrieben werden müsse, will er nicht wahrhaben, daß die deutsche Orthographie eben nicht nur *semantischen*, sondern auch *morphosyntaktischen* Unterschieden Rechnung tragen kann. *Kopf stehen* ist ein morphosyntaktisch trennbares Prädikat: *die Welt steht Kopf*. Dagegen ist *kopfrechnen* (analog *bauchreden*, *wallfahrten*, *bruchrechnen*, *notlanden*, *radebrechen*, *zwangsräumen*, etc.) nicht trennbar: es heißt zwar *er kann gut kopfrechnen*, aber nicht: **er rechnet gut Kopf*. Im übrigen sympathisiert der Rezensent durchaus mit dem Vorschlag (S. 67), morphosyntaktisch trennbare Prädikate (etwa *leichtfallen* im Sinne von ‘keine Schwierigkeiten mit etwas haben’: *Das fällt mir leicht* vs. *Das ist mir leichtgefallen*) und syntaktische Konstrukte, die natürlich immer getrennt geschrieben werden (*leicht fallen* im Sinne von ‘gepolstert, ohne sich zu verletzen, fallen’: *Er fällt leicht* und *Er ist leichtgefallen*) durch einen zu ersteren hinzuzufügenden Bindestrich „-“ systematisch zu unterscheiden (*Das fällt mir leicht-* vs. *Er fällt leicht*).

Wenn der Verf. im Abschnitt „Am Ende der Zeile hören Spass und Spaß auf“ (S. 105 ff.) und passim kritisch die *Ergänzungsbedürftigkeit der Regeln zur Trennung am Zeilenende* hervorhebt, so ist ihm zunächst prinzipiell beizupflichten. Doch will dem Rezensenten scheinen, daß Zemb hier aus reiner Lust an Polemik die Argumentation so sehr überzieht, daß der weniger informierte Leser den Eindruck gewinnen muß, es gäbe *überhaupt keine* Beschränkung der nunmehr zulässigen Trennungsmöglichkeit nach Vokalen, die für sich allein eine Silbe bilden (*A-bend* statt bisher *nicht trennbarem Abend*). Zemb bezieht sich in seiner Argumentation auf *Die neue deutsche Rechtschreibung* (Gütersloh: Bertelsmann Lexikon Verlag, 1996), die er übrigens mehrfach mit genauen Seiten- bzw. Paragraphenangaben zitiert, aber — warum eigentlich? — nicht namentlich nennt. Nun wurden im Wörterverzeichnis des genannten Werks zugegebenermaßen — offenkundig durch ein automatisiertes Verfahren — die Trennungsmöglichkeiten gewissermaßen „blind“, also ohne Ansehung der inneren Wortstruktur, vermerkt, wodurch tatsächlich monströse Trennungen wie z.B. *alla-bendlich* zulässig *erscheinen*. Der Rezensent betont ausdrücklich „*erscheinen*“, da der Regelteil (auf dessen Konsultation eben — wie bei *jedem* Wörterbuch — *nicht einfach verzichtet* werden kann!) solche Trennungen natürlich ausschließt: § 111 des Regelteils warnt *nicht nur* vor einzelnen irreführenden Trennungen à la *Altbauer-haltung* statt *Altbau-erhaltung*, *Seeu-fer* statt *See-ufer*, sondern hält explizit fest: „Zusammensetzungen und Wörter mit Präfix trennt man zwischen den einzelnen Bestandteilen“.

Weshalb im übrigen die neue Silbentrennung *pos-talisch* „bizar“ (S. 108) sein soll (war denn etwa die frühere Trennung *po-sta-lisch* adäquater?) und wie der Verf. behaupten kann (S. 111), daß die Silbentrennung nach Sprechsilben in *päda-*

gogisch, dema-gogisch, etc. ein dem deutschen Sprachbewußtsein *fremdes* Verfahren sei, bleibt dem Rezensenten schlicht unverstündlich.

In der Beurteilung der in mehreren Abschnitten (so etwa in „Vergleichendes zur Orthographie“, S. 8-43 bzw. „Lob der wohltemporierten Majuskel“ S. 43-52) behandelten Neuregelung von *Groß- vs. Kleinschreibung* wird man dem Autor durchaus wieder über weite Strecken zustimmen. Der Gerechtigkeit halber erscheint dem Rezensenten jedoch auch hier in mindestens einem Punkt eine Korrektur angebracht. Es stimmt einfach nicht (wie auf S. 90 behauptet), daß *der Andere* — in der Bedeutung von ‘Mitmensch’ — in Zukunft kleingeschrieben werden *müsse*. Um nochmals die Bertelsmannsche *Rechtschreibung*, und zwar deren § 58 zu zitieren: „Wenn hervorgehoben werden soll, daß das Adjektiv nicht als unbestimmtes Zahlwort zu verstehen ist, kann ... auch groß geschrieben werden, zum Beispiel: *Sie strebte etwas ganz Anderes (= völlig Neues) an.*“

Einigermaßen befremdend mutet es an, daß der Verf. mehrfach gegen orthographische *Neuregelungen* polemisiert, die gar keine sind, insofern sie zwar in *frühen* Versionen des Reformvorschlags enthalten waren, in die *Endversion* jedoch keinen Eingang gefunden haben. Der mit Verlauf und Ergebnis der Rechtschreibreform an und für sich vertraute Leser wird unzulässigerweise *irritiert*, der damit *noch nicht* vertraute in die *Irre geführt*, wenn etwa auf S. 64 die Neuschreibung *Packet* statt *Paket* kritisiert wird, so als wäre dieser Neuregelungsvorschlag noch in der Endphase der Reform zur Diskussion gestanden und nicht bereits relativ früh — und natürlich völlig zurecht — zurückgezogen worden. Da hilft es wenig, daß man viele Seiten danach im Dialog „Mannheim, im Frühjahr 1996“ zunächst zwischen den Zeilen (p. 88), schließlich aber auch *expressis verbis* (S. 96) bestätigt erhält bzw. erfährt, daß das ominöse *Packet* längst vom Tisch ist.

Nicht nehmen läßt es sich der Verf. auch, ironisch auf den Umstand anzuspielden (S. 96 und passim), daß einige nunmehr zugelassene Schreibvarianten bloß *volksetymologisch* motiviert sind und damit die *tatsächliche* Etymologie der betroffenen Wörter verdunkeln. Nun kann es gewiß nicht schaden, daran erinnert zu werden, daß *Quentchen* (nunmehr auch *Quäntchen*) nicht von *Quantum* (sondern von *quintinus*) kommt; auch der Rezensent wüßte hier Einschlägiges anzumerken, etwa, daß das nunmehr zulässige *verbläuen* in Wahrheit *nicht zu blau*, sondern zu *bleuen* ‘schlagen, stoßen’ (vgl. engl. (a) *blow*, nld. *blouwen*) gehört. *Nur*: was will man bzw. was will der Verf. mit solchen Hinweisen letztlich erreichen? Wenn diese nicht als Ausfluß germanistischer Besserwisserei mißdeutet werden sollen, müßten sie Hand in Hand gehen mit einer prinzipiellen Antwort auf die Frage, was eine orthographische Neuregelung denn *vorrangig* leisten soll: eine bessere formale *Konservierung* von Wort-*Geschichte* oder eine bessere formale *Motivierung* von Wort-*Bedeutung*? *Jegliche* Antwort darauf wäre hochwillkommen — nur wird von Zemb leider ... *keine* gegeben!

Zembs Buch ist reich an amüsanten *Aperçus*, von denen zumindest einige es verdienen, hier zitiert zu werden: „Der Wortschatz bewegt sich wie ein Gletscher, langsam, aber stets, und in die gleiche Richtung“ (S. 146); „Eine einheitliche Graphematik ist kein Tyrann, sondern befreit das Denken des Schreibers und sichert das Verständnis des Lesers“ (S. 122); „Mit dem Ungefähren geht es wie mit den Bus-Verspätungen: sie kompensieren sich nicht, sondern addieren sich“ (ebd.). Neben solchen unstrittig brillanten Formulierungen klingt manches andere jedoch nach allzu angestrebter Originalität: „Um den *heißen Brei* kommt die Reform aber doch nicht herum. Als *Kochlöffel* verwendet sie zwei sehr positiv klingende Kategorien.“ (S. 66) — *Hervorhebungen* vom Rezensenten, der persönlich zwar gerne — nicht zuletzt angesichts zahlreicher anderer Vorzüge des Buchs — bereit wäre, über dergleichen Wortkünsteleien hinwegzulesen, aber gleichzeitig argwöhnt,

daß — um im abgeschmackten Bild zu bleiben — nicht jeder Leser einen solchen Brei zu schlucken bereit sein wird.

Fazit: „Für eine sinnige Rechtschreibung“ bleibt ein lesenswertes Buch, das dem an allgemeinen Problemen der Orthographie bzw. an der Neuregelung der deutschen Orthographie interessierten Leser zahlreiche Denkanstöße vermitteln wird, sofern er prinzipiell bereit ist, gewisse inhaltliche Verschwommenheiten und eine mitunter recht eigenartige Argumentationskultur zu akzeptieren.

Thomas Herok
(Budapest)

ESSER, RUTH: „Etwas ist mir geheim geblieben am deutschen Referat“. Kulturelle Geprägtheit wissenschaftlicher Textproduktion und ihre Konsequenzen für den universitären Unterricht von Deutsch als Fremdsprache. München: iudicium 1997. 229 S.

Ruth Eßer verfolgt mit ihrer Studie zweierlei Ziele. Einerseits will sie eine Forschungslücke der bisherigen Sprachlehrforschung ausfüllen, indem sie die kulturelle Geprägtheit wissenschaftlicher Texte systematisch zu beschreiben versucht, andererseits möchte sie mit den am Ende des Buches entwickelten Didaktisierungsvorschlägen für den universitären Unterricht den DaF-Praktikern mögliche Wege aufzeigen, die zu einem effektiven Schreibunterricht führen.

Das Corpus der Arbeit bilden studentische wissenschaftliche Arbeiten, weil diese Textsorte den ausländischen Studenten, insbesondere den nichteuropäischen, große Schwierigkeiten bereitet. Diese Erfahrung illustriert auch die im Titel des Buches zitierte Aussage einer spanischen Studentin, „Etwas ist mir geheim geblieben am deutschen Referat“.

Im Bereich Deutsch als Fremdsprache stellen kontrastive Beschreibungen der verschiedenen Formen schriftlicher Kommunikation wichtige Forschungsdesiderate dar. In einem interkulturellen Vergleich zeigt sich nämlich nicht nur die Andersartigkeit des fremden Textes, sondern die Spezifik der eigenen Schreibweise wird auch deutlicher. Aus diesem Grunde vergleicht die Autorin deutsche geisteswissenschaftliche Seminar- und Examensarbeiten aus den Fächern Literaturwissenschaft und Sprachwissenschaft mit entsprechenden mexikanischen Arbeiten.

Vor der kontrastiven Analyse des deutschen und mexikanischen Textmusters kann der Leser im ersten Kapitel einen Überblick über die Forschungsfelder gewinnen, die für diese Arbeit relevant sind, wie die Problematik des Kulturbegriffs, die Kulturspezifik mündlicher und schriftlicher Texte und der Zusammenhang zwischen Kultur, interkulturellem Stil und Wissenschaft einerseits und der von Kultur und wissenschaftlichen Texten andererseits. Eßer geht dabei ausführlicher auf die Untersuchungen von Kaplan, Clyne und Galtung ein.

Der Vergleich von deutschen und mexikanischen Anleitungen zum Anfertigen wissenschaftlicher Texte im ersten Schritt der empirischen Untersuchung weist in der offiziellen Textnorm zwei Hauptunterschiede auf. Während von deutschen studentischen Arbeiten die sachliche und logische Argumentation und das gute Begründen erwartet wird, spielt in den mexikanischen Arbeiten die Originalität und Individualität der Gedanken und der Darstellung eine entscheidende Rolle. Bevor die Autorin der Frage nachgeht, wie diese Kriterien in den studentischen Arbeiten ihren Niederschlag finden, entwickelt sie ein Beschreibungsraster für die vorlie-

genden Texte. An dieser Stelle weist sie darauf hin, daß selbst dieses Modell kulturell geprägt ist. Demzufolge kann es keine objektive Textmusterbeschreibung leisten. „Es kann jedoch als Beispiel dafür dienen, wie man sich generell text-linguistisch einem kontrastiven Vergleich des Textmusters einer beliebigen Textsorte nähern kann“ (S. 51). In diesem Modell werden die Kategorien Textfunktion, Textinhalt, Textstruktur und Textstil in Bezug auf die Realisierungsform und die Operationalisierung (die Möglichkeit, wie sich die jeweilige Realisierungsform im Text ermitteln läßt) untersucht. Die mit Hilfe dieses Rasters durchgeführte Analyse ergibt folgendes Bild: Sowohl die deutschen als auch die mexikanischen Texte informieren über einen „objektiven“ Sachverhalt, aber die mexikanischen Studenten äußern im Text auch ihre „subjektive“ Einstellung zum Sachverhalt. Die Untersuchung des Textinhalts zeigt, daß im Gegensatz zur komplexen, abstrakten, kaum praxisbezogenen, kritischen Theoriedarstellung der deutschen Texte sich mexikanische Texte durch eingegrenzte, konkrete Praxisdarstellung mit wenig Theorie auszeichnen. Während die Struktur der deutschen Texte stark argumentativ ist mit subordinierender Themenentfaltung, sind mexikanische Texte stark deskriptiv mit koordinierender Themenentfaltung. Auch stilistische Unterschiede lassen sich beobachten. Der deutsche Stil ist unpersönlich, nicht leserbezogen und begrifflich. Der mexikanische Stil ist persönlich, leserbezogen, begrifflich und ästhetisch mit vielen rhetorischen Figuren. Für deutsche Texte sind die Merkmale Theorie-lastigkeit, digressive Struktur, sprachliche Strenge (viel Fachvokabular, viele Passivformen, keine Schreiberpräsenz) charakteristisch, was die Ergebnisse der Studien von Clyne und Galtung untermauert. Die Verwendung rhetorischer Figuren, Ansprache des Lesers und starke Schreiberpräsenz verleihen mexikanischen Texten sprachliche Eleganz, wie das auch Galtung für den gallischen Stil festhält, aber im Gegensatz zu Galtungs Beobachtung in bezug auf Theorie-lastigkeit dieses Stiles stellt Eßer fest, daß mexikanische Texte eine eindeutige Praxisorientierung aufweisen. Als Ausblick auf mögliche zukünftige Untersuchungen wirft sie die Frage auf, ob das festgestellte deutsche und mexikanische Textmuster auch in den Sozial- und Naturwissenschaften Gültigkeit hat.

Da Kultur aufgrund des in dieser Studie zugrundegelegten und an Rehbeins Konzept anknüpfenden Kulturbegriffs ein mehrdimensionales Phänomen ist, das sowohl eine synchrone, systematische als auch eine diachrone, historische Dimension hat, ist mit der Beschreibung der unterschiedlichen Textmuster die kulturelle Geprägtheit der Texte noch nicht vollständig erfaßt worden. Die Autorin bleibt dementsprechend nicht auf der Ebene der reinen Beschreibung stehen, sondern sie fragt im dritten Kapitel danach, welche sozialen und historischen Faktoren hinter den unterschiedlichen Textmustern stehen. Auf der Ebene der synchronen, systematischen Dimension wird das deutsche und mexikanische Bildungswesen und auf der Ebene der diachronen, historischen Dimension werden Momente aus der deutschen und mexikanischen Philosophiegeschichte analysiert. Die zentralen Lernziele des Bildungswesens in den zwei Ländern weichen voneinander deutlich ab. Die deutschen Schulen legen in erster Linie auf das Erlernen von Denkweisen, auf die Erziehung zu Abstraktionsfähigkeit und zu kritischem Denken Wert, während im mexikanischen Bildungssystem die Vermittlung an Faktenwissen, die Beschäftigung mit Literatur und die Eigenproduktion von literarischen Texten im Vordergrund stehen. Der Zusammenhang zwischen Textmuster und Bildungssystem als Einflußfaktor wird deutlich sichtbar. Die Abstraktheit und Strenge des deutschen Textmusters findet ihre historische Erklärung im Rationalismus der Aufklärung und im deutschen Idealismus, weil diese philosophiegeschichtlichen Epochen das heutige deutsche Wissenschaftsverständnis stark geprägt haben. Der persönlich gefärbte literarische Stil mexikanischer Wissenschaftstexte trägt den Stempel der seit

dem 18. Jahrhundert bestehenden engen Verbindung von Geisteswissenschaften und Literatur/Kunst in Mexiko. Damit schließt sich der erste große thematische Teil der Studie, die empirische Untersuchung des Corpus mittels eines dafür entwickelten Analysemodells, das auch zur Beschreibung anderer Texttypen angewendet werden kann.

Die nächsten drei Kapitel befassen sich mit Fragen der Sprachdidaktik. Eßer greift in diesem zweiten Teil der Arbeit das Problem des Schreibens im Fremdsprachenunterricht auf. Im 4. Kapitel wird das Augenmerk auf den Schreibprozeß und die Aneignung von Schreibkompetenz gerichtet. Dazu werden zuerst muttersprachliche und dann fremdsprachliche Schreibmodelle dargestellt. Im weiteren wird der Forschungsstand zur Ontogenese der Schreibfähigkeit in der Mutter- und Fremdsprache skizziert. In vielen Untersuchungen beobachten die Forscher das Phänomen des Textmustertransfers, bei dem das eigenkulturelle Textmusterwissen unreflektiert auf den fremdsprachlichen Text übertragen wird. Die Autorin führt selber eine kleine empirische Studie mit drei von MexikanerInnen in der Fremdsprache Deutsch verfaßten literaturwissenschaftlichen Arbeiten durch und kommt auch zu diesem Ergebnis. Die analysierten Texte weisen vielfach Merkmale mexikanischer wissenschaftlicher Texte auf, wie z.B. wenig Verweise auf Sekundärliteratur, Zitate ohne Quellenangabe, koordinierende Themenentfaltung, Darstellung der subjektiven Einstellung zum Sachverhalt.

Der folgende Abschnitt der Studie versucht zu zeigen, welche Einstellung zum Schreiben einerseits die Lehrenden und andererseits die Lernenden haben und welchen Stellenwert das Schreiben im Fremdsprachenunterricht besitzt. Von seiten der Lehrenden wird dem Schreibunterricht nicht die ihm gebührende Bedeutung beigemessen. Dementsprechend treten bei den Lernenden oft Schwierigkeiten beim Schreiben fremdsprachlicher Texte auf. Dies hat eine leicht negative Haltung der Lernenden zum Schreiben in der Fremdsprache zur Folge. Von seiten der Lernenden wird oft der verständliche Wunsch geäußert, besser, effektiver und authentischer schreiben zu lernen. In dieser Situation fragt man sich selbstverständlich, wie die Schreibkompetenz in den einschlägigen DaF-Lehrwerken entwickelt wird. Eßer geht dieser Frage nach, indem sie fünf Lehrwerke, die für die Gruppe ausländischer StudienanwärterInnen und Studierende konzipiert sind, nach eigens entwickelten Kriterien analysiert. Die untersuchten Lehrwerke sind die folgenden: Deutsch für Studenten; Stufen; Wege; Studienreihe Deutsch als Fremdsprache; Auswerten und Schreiben; Einführung in die deutsche Sprache der Wissenschaften. Diese Lehrwerkanalyse kann den DaF-Praktikern als guter Wegweiser auf der Suche nach einem entsprechenden Lehrwerk dienen.

Die dargestellten Defizite im Bereich des Schreibunterrichts haben die Autorin dazu veranlaßt, ausgehend von ihren eigenen Forschungsergebnissen im ersten Teil der Arbeit ein Konzept zur Schulung der Schreibkompetenz im universitären DaF-Unterricht zu entwerfen. Die hier beschriebenen Handlungsrichtlinien können zur Verbesserung des auf das wissenschaftliche Schreiben vorbereitenden Schreibunterrichts wesentlich beitragen, wobei noch anzumerken ist, daß ohne die Kenntnis vieler entscheidender Faktoren wie z.B. die Zusammensetzung der Gruppe, Unterrichtszeit, Unterrichtsmedien u.s.w. nur allgemeine Richtlinien formuliert werden können, die hoffentlich für weitere Überlegungen Anstoß geben. Folgende 13 Handlungsrichtlinien werden hier vorgestellt: Aufgreifen der bisherigen Schreibereffahrungen; Abbau von Schreibangst; bewußte Differenzierung zwischen gesprochener Sprache und Schriftsprache; gezielte Vermittlung der Charakteristika deutscher Wissenschaftssprache/der relevanten Fachsprache; intensive und gezielte Lektüre von fremdsprachlichen Modelltexten; Vermittlung von detailliertem Textmusterwissen; Bewußtmachung der kulturellen Geprägtheit von (wissenschaftlichen)

Textmustern; Vermittlung von Wissenschaftstechniken; Vermittlung von prozessualen Schreibhilfen; Bewußtmachung der Notwendigkeit von Revisionsphasen; adäquate und schreibfertigkeitfördernde Korrektur; Ausstattung mit relevanten sprachlichen Ausdrucksmitteln und Raum für Selbstdarstellung der Lernenden. Bei der Darstellung der einzelnen Richtlinien wird immer näher darauf eingegangen, wie die gegebene Handlungsrichtlinie im Unterricht umgesetzt werden kann.

Eine wertvolle Ergänzung des Buches bietet das reichhaltige Literaturverzeichnis, das dem interessierten Leser eine tiefgreifendere Auseinandersetzung mit der Thematik ermöglicht.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß die Autorin der Aufgabe, die kulturelle Geprägtheit wissenschaftlicher Textproduktion systematisch zu beschreiben und von den Forschungsergebnissen ausgehend Möglichkeiten zur Vermittlung von Schreibfertigkeiten aufzuzeigen, erfolgreich nachgekommen ist. Die Ergebnisse der empirischen Untersuchung sind wegen des kleinen Corpus nicht repräsentativ — worauf die Autorin selber aufmerksam macht —, aber dieser Teil der Studie dient als gutes Beispiel dafür, wie man die kulturelle Geprägtheit einer Textsorte systematisch beschreiben kann. Das große Verdienst des Buches besteht darin, daß es aus den Ergebnissen der empirischen Analyse Konsequenzen für den universitären Schreibunterricht von Deutsch als Fremdsprache zieht und den Lehrenden damit praktische Hilfe leistet.

Eszter Török
(Debrecen)

